

September 9/2017

Kirche – Gemeinde – Gemeinschaft

Christian Hennecke
Milch statt fester Speise 257

Philipp Müller
„Gemeinsam Kirche sein“ 259

Martin Wrasmann
Wenn die Pfarrei zur Kirche wird 264

Uta Raabe
Gemeinwohl, Solidarität und Subsidiarität als
Sozialprinzipien der Pfarreien 270

Daniela Engelhard
Lernen und leiten in einer Kirche der Beteiligung 273

Andrea Kett/Nicolaus Klimek/Norbert Lepping
Lust auf Sinn 279

Leserbriefe 284

Rezensionen 285

Christian Hennecke/Gabriele Viecens: Der Kirchenkurs
Judith Rosen/Heinrich Hahn: Arzt – Politiker – Gründer
des Missionswerkes missio

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Bischöfliches Generalvikariat, Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Prof. Dr. Philipp Müller, Kath.-Theol. Fakultät Johannes Gutenberg-Universität, 55099 Mainz | PR Martin Wrasmann, Bistum Hildesheim, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Uta Raabe, Erzbistum Berlin, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Dr. Daniela Engelhard, Bistum Osnabrück, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Andrea Kett, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Nicolaus Klimek, Deismannstraße 4, 44795 Bochum | Norbert Lepping, Bistum Essen, Zwölfling 16, 45127 Essen

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christian Hennecke

Milch statt fester Speise

Zumutungen des Werdens

Paulus ist verärgert: „Vor Euch, Brüder und Schwestern, konnte ich aber nicht wie vor Geisterfüllten reden; ihr wart noch irdisch eingestellt, unmündige Kinder in Christus. Milch gab ich euch zu trinken statt fester Speise“ (1 Kor 3,1f). Er ist verärgert, weil seine Brüder und Schwestern sich ganz menschlich in Zwistigkeiten und Parteiungen bewegen, altes Denken pflegen, noch nicht wirklich eingetaucht sind in das Geheimnis Christi, der Menschen verwandelnd verbindet und neue Perspektiven des Lebens öffnet und ermöglicht.

Es wird deutlich: Die Begegnung mit Christus schenkt wirklich neues Leben – aber auch dieses neue Leben braucht Zeit zum Wachstum. Und deswegen kann ein Wachstumsweg nicht übersprungen werden. Ja, auf der einen Seite sind Christen wirklich neue Menschen geworden, auf der anderen Seite braucht es einen Weg des Werdens – wie bei einem Kind.

Und genau diese Perspektive ist eine Zumutung der Zukunft an unser Denken und Handeln. Wie können wir Wachstumswege von Menschen im Glauben angemessen begleiten? Tun wir es nicht, ärgern wir uns: dass sie alle nicht mehr richtig glauben, dass sie alle ganz andere Kategorien und Denkwege im Kopf haben – die allesamt nichts mit den Wegen des Evangeliums zu tun zu haben scheinen. Dann denken wir immer noch von einer „fertigen“ Gestalt des Christen, die es durch katechetische Modelle oder eine gute kirchliche Sozialisation zu formen gilt. Wenn sie dann zu

„uns“ kommen, dann bekommen sie dieses Programm. Aber – erwiesenermaßen gelingt das nicht, oder doch eher selten.

Und so ärgern sich nicht nur Paulus, Thomas Frings und viele Pfarrer, viele Katechettinnen und Katecheten. Aber man kann ja neu nachdenken, sich zumuten lassen, dass es ganz anders gehen könnte.

Und da werden in der Tat zwei Perspektiven leitend:

Auf der einen Seite braucht es so etwas wie ein klares inneres Leben und Bild, an dem sich unser Christsein ausrichtet: das Gebet, das Leben aus dem Evangelium, die Feier der Geheimnisse als Lebensvollzug einer christlichen Gemeinschaft, in der und mit der erfahrbar wird, wie Glauben gehen kann. Viel wird davon abhängen, ob es solche Gemeinschaften gibt, in denen eine Ahnung der Gegenwart des Auferstandenen erlebt werden kann.

Auf der anderen Seite aber bietet genau diese identitätsstiftende Dichte der Erfahrung auch die Möglichkeit, Schritt für Schritt zu lernen, sich einzuleben auf diesem Weg.

Ganz klassisch und heutzutage etwas freikirchlich überwölbt heißt diese Perspektive „Jüngerschaft“. Genau darum geht es, genau darum ging es immer: wie Menschen im Tempo ihrer Suchbewegung Christus immer mehr entdecken können, von ihm immer mehr geprägt werden.

Jüngerschaft ist aber für niemanden ein abgeschlossener Prozess. Es geht für alle immer um die Frage, wie denn Wachstumswege im eigenen Glauben möglich sind, welche „Nahrung“ es für den Weg braucht. Weniger stellt sich die Frage, ob all dies am selben Ort, in derselben Gemeindeform stattfinden kann. Es braucht wohl vielmehr die geeigneten Orte, Räume und Gemeinschaften, die „Wachstumsräume“, in denen Kraft und Nahrung zuteil wird und man so wachsen kann.

Wenn das so ist, darf auch immer wieder neu gefragt werden, was für den, der sich auf den Weg macht, jetzt anstehen kann, was er oder sie braucht. Das gilt für mich, das gilt für alle. Damit aber dynamisiert sich unser Verständnis des Kircheseins. Es findet Anschluss an die konziliare Beschreibung eines Volkes Gottes auf dem Weg. Und nicht die Formen der Gemeinschaft, die Arten der Gottesdienste, die Häufigkeit des aktiven Engagements sagen etwas aus über die innere Qualität des Weges, den jemand geht. Es ginge eher darum, den Weg dieses Volkes durch die Zeit nicht als einheitlichen Gang, sondern als lange Karawane zu sehen, in der zwar alle zueinander gehören, aber eben in unterschiedlichen und ungleichzeitigen Wanderbewegungen sind.

Dann kann es zwar sein, dass man für eine gewisse Zeit „Heimat“ findet in Gemeinschaften und gemeinsamen Erfahrungsräumen, aber eigentlich dienen die nur dazu, über sie hinauszuwachsen und weiterzugehen auf den eigenen Wachstumswegen.

Einerseits wird dann die Erfahrung kirchlicher Gemeinschaft liquider, prekärer und flüssiger: viele verschiedene und suprakonfessionelle Orte zeigen sich schon heute, brechen auf, werden wachsen und auch kleiner werden. Und gleichzeitig braucht es Menschen, die diese Orte von innen tragen, gastfreundlich und großzügig Räume öffnen, Nahrung bereitstellen. Und ein liebendes Auge auf die haben, die kommen. Dieser liebende Blick schaut nicht defizientorientiert, sondern freut sich am Hunger, an der Sehnsucht des Anderen und hilft so, dass jede und jeder wachsen kann – und so auch die Gemeinschaft der Jünger, die in Zelten gebaut ist, weil sie alle auf der Wanderschaft sind.

Liebe Leserinnen und Leser,

diese Ausgabe des Pastoralblatts ist ein Experiment. Sie versucht ein Themenheft, das um die Begriffe Pfarrei, Gemeinde und Gemeinschaft sowie die Frage nach der geeigneten „Form“ von Kirche als Ermöglichungsort für Wachstum und Leben von Glauben kreist.

Am Anfang steht eine Hintergründe erläuternde Lesehilfe zum mittlerweile schon zwei Jahre alten Bischofswort „Gemeinsam Kirche sein“, das nicht nur bereits vielfach diskutiert wurde, sondern auch immer wieder Bezugspunkt für die folgenden Beiträge ist. Autor ist der Pastoraltheologe der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, **Prof. Dr. Philipp Müller**.

Den eigentlichen Aufschlag des sich auf insgesamt drei Artikel erstreckenden Gesprächs macht **PR Martin Wrasmann**, Stellv. Leiter der HA Pastoral im GV Hildesheim, der die Pfarrei als Organisationsraum und nicht als eigentlichen Lebens- und Beziehungsraum sieht.

Ihm widerspricht **Dipl. Theol. Uta Raabe**, Leiterin des Dezernates Seelsorge im Ordinariat Berlin, indem sie sehr wohl Möglichkeiten sieht, dass auch die Pfarrei zu einem Ort für Beheimatung und Sendung werden kann.

Ihre Amtskollegin aus dem Bistum Osnabrück, **Dr. Daniela Engelhard**, macht eher den Gemeinde-Begriff stark und zeigt, was modellhaft in ihrem Bistum sich als „Kirche der Beteiligung“ entwickelt.

Auf die Suche gemacht nach Möglichkeiten der Begegnung von Kirche und Menschen, die weder über die Pfarrei noch über Gemeinde oder längerfristige Gemeinschaft zu „erfassen“ sind, haben sich im Bistum Essen **Dr. Nicolaus Klimek**, Referent für Sakramente und Katechese im GV, und **Norbert Lepping**, Referent für Missionarische Pastoral, sowie im Bistum Aachen **Andrea Kett**, als Referentin im GV zuständig für die Förderung und Koordination des Ehrenamtes. Sie präsentieren das Projekt „Lust auf Sinn“, das seine erste Realisierung in Essen erfahren hat und damit zur Inspiration für das Bistum Aachen wurde – ein gelungenes Beispiel, wie man in der Pastoral ohne Konkurrenz voneinander lernen und zugleich eigene Ideen entwickeln kann.

Eine hoffentlich inspirierende und ermutigende Ausgabe des Pastoralblatts zu einem Thema, von dem hoffentlich niemand aus der Leserschaft sagen wird: Das geht mich nichts an. So hofft jedenfalls, verbunden mit den besten Grüßen

Ihr



Gunther Fleischer

Philipp Müller

„Gemeinsam Kirche sein“

Wie sich die deutschen Bischöfe eine erneuerte Pastoral vorstellen

Im Sommer 2015 ist ein richtungsweisendes Bischofswort zur Zukunft der Pastoral erschienen. Wie kam es zustande? Worum geht es in diesem Schreiben, was sind seine theologischen Quellen und wie ist es zu bewerten?

„Mehr als Strukturen“ – eine Suchanzeige

Die deutsche Kirche steckt in einem epochalen Umbruch. Der Gläubigen- und Priestermangel, das rückläufige Interesse an weiteren pastoralen Berufen sowie sinkende Kirchensteuereinnahmen haben die Diözesen in den vergangenen 15 Jahren zu einschneidenden Maßnahmen veranlasst. Eine gewisse Vorreiterrolle spielte dabei das Bistum Essen, das der Not folgend bis zum Ende des Jahres 2008 die vormals 259 Pfarreien auf 43 Pfarreien mit zwischen 7.500 und 40.000 Katholiken reduzierte. 96 Kirchen wurden im Ruhrbistum mit seiner städtischen Infrastruktur geschlossen, die gesamte „Mittlere Ebene“ der Regionen aufgelöst. Viele Bistümer sahen sich gezwungen, ähnliche Wege zu gehen. Eine Momentaufnahme über den strukturellen Ist-Stand aller deutschen Diözesen bietet eine Art Synopse aus dem Jahr 2007, die vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz herausgegeben wurde.¹ Weil sich die pastoralen Strukturen seitdem rasant verändert haben, sind viele der dort gemachten Angaben mittlerweile längst überholt. Der Umbruch- und Strukturprozess ist noch in vollem Gange. Würde man

zum jetzigen Zeitpunkt wieder eine solche Synopse erstellen, so wäre auch diese nach wenigen Jahren bereits veraltet.

Kirchliche Verantwortungsträger haben schon früh gespürt, dass Strukturreformen, so notwendig sie auch sind, für sich alleine genommen nicht ausreichen. Bezeichnend ist der Studientag der Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz im Jahr 2007 zum Thema „Mehr als Strukturen ... Entwicklung und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen“. Bei diesem Studientag haben Bischöfe aufgrund ihrer jeweiligen Kompetenzen und Erfahrungen über folgende Themen referiert: Die Pfarrei aus kirchenrechtlicher Sicht (Erzbischof Ludwig Schick), das seelsorgliche Zusammenwirken unterschiedlicher Orte, Formen und Vollzüge in den vergrößerten pastoralen Räumen (Bischof Felix Genn) oder die sich verändernden pastoralen Berufsprofile und Rollenzuschreibungen (Erzbischof Robert Zollitsch).² Die Referate lassen paradoxerweise erkennen, wie intensiv die Diözesen damals mit Strukturfragen befasst waren. Insofern signalisiert der Titel „Mehr als Strukturen ...“ eher eine Suchbewegung, als dass der angedeutete Mehrwert hätte inhaltlich bereits entfaltet werden können.

Wie es zu „Gemeinsam Kirche sein“ gekommen ist

Eine Perspektive, wie das Christ- und Kirchesein über strukturelle Weichenstellungen hinaus künftig gestaltet werden kann, bietet die im Jahr 2015 erschienene Schrift *Gemeinsam Kirche sein*; sie trägt den bedeutungsvollen Untertitel „Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral“³. Ihre Entstehung reicht zurück ins Jahr 2011. Damals dachten die Bischöfe darüber nach, wie das bevorstehende Konzilsjubiläum angemessen begangen werden könnte. Angesichts der gegenwärtigen pastoralen Aporien und Herausforderungen entschied man, des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) nicht nur retrospektiv zu ge-

denken, sondern sich von dessen theologisch-geistlicher Sicht von Kirche für die Zukunft der Pastoral in Deutschland inspirieren zu lassen. Dazu sollten besonders die Kirchenkonstitution *Lumen gentium* und die Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* einer Relecture unterzogen werden.

Innerhalb der Bischofskonferenz betraf diese Zielvorgabe sowohl die Pastoralkommission (K III) als auch die Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (K IV). So haben beide Kommissionen jeweils eine Arbeitsgruppe gebildet, an der auch Theologieprofessoren und weitere Fachleute mitwirkten. Die Arbeitsgruppen tagten zunächst getrennt. Sie formulierten Thesen und Textbausteine, die mehrfach überarbeitet, miteinander abgeglichen, zusammengefügt und den Kommissionen zur Begutachtung vorgelegt wurden. Ein Studientag am 24. September 2014 im Rahmen der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz hat sich ausführlich mit diesem Thema befasst. Dies war ein wichtiger Schritt dahin, dass die Bischofskonferenz die endgültige Textfassung von *Gemeinsam Kirche sein* verabschieden und sie bei ihrer Herbst-Vollversammlung des darauffolgenden Jahres am 23. September 2015 in Fulda einer breiteren Öffentlichkeit präsentieren konnte.

Bischof Franz-Josef Bode, der Vorsitzende der Kommission III, bekannte bei der Präsentation, dass die Beratungen für die Bischöfe zu *Gemeinsam Kirche sein* ein beeindruckender Lernprozess gewesen seien, in dem vertraute Aussagen des Konzils neu in die Mitte gerückt und zum Leuchten gekommen seien.⁴ Die Pastoralkommission (K III) habe thematisch besonders eine Stärkung der (ehrenamtlich tätigen) getauften und gefirmten Christen in ihrer Teilhabe an den drei Grundvollzügen der Martyria, Leiturgia und Diakonia forciert; insofern sei das Dokument eine Fortschreibung der Arbeitsthese *Das Zusammenwirken von Charismen und Diensten im priesterlichen, prophetischen und königlichen Volk Gottes*, die die Deutsche Bischofskonferenz und das Zentralkomitee der deutschen Katho-

liken im Jahr 2012 gemeinsam erstellt hatten.⁵ Der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (K IV) sei ihrerseits daran gelegen, das Verhältnis des geweihten Priesters zum gemeinsamen Priestertum aller Getauften, mit ihren Charismen und Kompetenzen, genauer bestimmen zu wollen, um dadurch auch – so ihr Vorsitzender Bischof Felix Genn – „den vielfach geäußerten Wunsch nach mehr Partizipation in der Kirche“⁶ zu unterstützen. Damit hängt die Frage zusammen, welche Dimensionen von Leitung dem geweihten Priester vorbehalten bleiben und welche Leitungsformen auch andere wahrnehmen können bzw. sollen. Zudem sei es der Kommission IV um das Rollenprofil der Gemeinde- und Pastoralreferenten und -referentinnen gegangen, das durch die neuen pastoralen Räume einem massiven Veränderungsprozess unterworfen ist.

Zwischen Gelassenheit und universellem Auftrag

Aufgrund seiner Entstehungsgeschichte verwundert es nicht, dass *Gemeinsam Kirche sein* in seiner Grundkonzeption und den zentralen Aussagen stark von der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils geprägt ist. Das Bischofsschreiben beginnt mit dem markanten Eröffnungssatz von *Lumen gentium*, mit dem die Konzilsväter einer falsch verstandenen Ekklesiozentrik entgegenwirken und Jesus Christus in den Mittelpunkt stellen wollten: „Christus ist das Licht der Völker“. Auf der Kirche, so *Lumen gentium*, schein die Herrlichkeit Christi wider. Sie ist somit dem Mond vergleichbar, der sein Licht von der Sonne empfängt, aber aus sich heraus nicht zu leuchten vermag; analog ist auch die Kirche selbst nicht heilsschaffend, wohl aber heilsvermittelnd. Denn Christus hat ihr seine bleibende Gegenwart zugesagt; in ihrem sakramentalen Charakter soll sie „Zeichen und Werkzeug“ sowohl „für die innigste Vereinigung mit Gott als auch für die Einheit der ganzen Menschheit“ (*Lumen*

gentium 1) sein. Auf diese ihre universelle Sendung rekurriert dann auch Art. 3 der Pastoralkonstitution, in dem die Kirche der Menschheit ihre aufrichtige und selbstlose Mitarbeit zur Errichtung einer humanen Gesellschaft anbietet.

Aus dem ekklesiologischen Grundgefüge des Zweiten Vatikanischen Konzils werden die Überschriften sowohl des Einleitungs- als auch des Schlusskapitels von *Gemeinsam Kirche sein* verständlich. Die Überschrift zu Beginn, „Wir müssen die Kirche nicht retten“ (S. 10), will einen Kontrapunkt zu einem falsch verstandenen kirchlichen Aktivismus setzen und Engagierte damit entlasten. Die Überschrift des Schlusskapitels, „Wir wollen gemeinsam Kirche sein für alle Menschen“ (S. 55), erinnert an ihren universellen Auftrag. Bei allem Heilsindikativ darf sich die Kirche nicht selbstgenügsam in falscher Sicherheit wiegen oder um sich selbst kreisen. Ihr bleibt aufgetragen, sich von Christus her immer wieder erneuern zu lassen und in einer diakonischen Grundhaltung für alle da zu sein. Gleich zweimal, sowohl im Einleitungs- als auch im Schlusskapitel, heißt es, dass die Kirche aus sich herausgeht und sich den Menschen zuwendet, besonders jenen am Rande (S. 10, 55). Die berühmte Eröffnungspassage von *Gaudium et spes*, sich von der „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“ berühren zu lassen, wird sogar dreimal zitiert (S. 11, 32, 55). Damit sprechen sich die deutschen Bischöfe für eine induktive Pastoral aus, bei der, wie es Papst Johannes Paul II. in seiner Antrittssynzyklika *Redemptor hominis* formuliert hat, „der Mensch der Weg der Kirche ist“⁷.

„Lumen gentium“ hat Pate gestanden

Die Überschrift des 1. Kapitels von *Gemeinsam Kirche sein* mag auf den ersten Blick überraschend wirken: „Jeder Mensch ist zur Heiligkeit berufen“ (S. 12). Sie wird durch die Struktur der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* verständlich, bei der nach dem Prinzip der konzentrischen Kreise fol-

gende Kapitel thematisch aufeinander bezogen sind:

Kap. 1 und 8: Das Mysterium der Kirche – Maria im Geheimnis Christi und der Kirche

Kap. 2 und 7: Das Volk Gottes – Der endzeitliche Charakter der pilgernden Kirche

Kap. 3f. und 6 (über einzelne Stände): Hierarchische Verfassung der Kirche, besonders das Bischofsamt – Die Laien – Die Ordensleute.

Im Zentrum steht Kap. 4 über „Die allgemeine Berufung zur Heiligkeit in der Kirche“ als hermeneutischer Schlüssel zum Gesamtverständnis von *Lumen gentium*. *Gemeinsam Kirche sein* gibt dem Thema „Heiligkeit“ ein ähnliches Gewicht, wenn es dies an den Anfang stellt. Entgegen der traditionellen Sichtweise, die Heiligkeit sei ein Vorrecht des Priester- und Ordensstands, wird unterstrichen, dass jeder Christ gleich welchen Standes zur Heiligkeit berufen ist. Dies konvergiert mit weiteren theologischen Optionen aus *Lumen gentium*, die *Gemeinsam Kirche sein* ebenfalls rezipiert: Kap. 2 von *Lumen gentium* stellt das Gemeinsame in der Kirche heraus, indem es die Rede von der Kirche als dem Volk Gottes den „ständischen“ Differenzierungen (kirchliche Amtsträger, Laien, Ordensleute) in den Kap. 3, 4 und 6 voranstellt. Dadurch werden die Unterschiede zwischen Priestern und Christgläubigen nicht nivelliert; gleichwohl unterstreicht das Konzil die vorgängige Gemeinsamkeit sowie den Dienstcharakter des Bischofs- und Priesteramts.

Auch in den weiteren Kapiteln von *Gemeinsam Kirche sein* zeigen sich inhaltliche Berührungspunkte zur Kirchenkonstitution. Das Thema von Kap. 2, „Die vielen Charismen sind der Reichtum der Kirche“, ist bereits in *Lumen gentium* 12 grundgelegt. Dort heißt es: „Derselbe Heilige Geist heiligt außerdem nicht nur das Gottesvolk durch die Sakramente und die Dienstleistungen“, sondern „verteilt unter den Gläubigen jeglichen Standes auch besondere Gnaden. Durch diese macht er sie geeignet und bereit, für die Erneuerung und

den vollen Aufbau von Kirche verschiedene Werke und Dienste zu übernehmen.“ Das Laiendekret *Apostolicam actuositatem* hat diesen Aspekt dann theologisch noch breiter entfaltet.

Kap. 3, „Im Leben der Kirche wird Jesus Christus sichtbar“, erinnert nochmals an den christologischen Ursprung der Kirche und unterstreicht ihren pilgernden (und dadurch auch geschichtlichen) Charakter. Kap. 4 vertieft das ekklesiale Selbstverständnis, wenn es „Die Kirche als priesterliches Volk Gottes“ charakterisiert. Aus der Sakramentalität der ganzen Kirche resultiert das gemeinsame Priestertum aller Getauften, deren priesterliche Würde nicht gesteigert werden kann. Insofern bedürfen die Christgläubigen keiner besonderen Erlaubnis oder Beauftragung durch den Priester, um den Leib Christi aufzubauen (vgl. S. 35). Gleichwohl bleibt der ordinierte Priester für das Leben der Kirche unverzichtbar; sein Wirken wird als „Dienst an der Einheit des Gottesvolkes“ (S. 37) verstanden, der sich wesentlich „durch die Verkündigung, den Gottesdienst und die pastorale Leitung“ (S. 39, mit Verweis auf *Lumen gentium* 28) realisiert. Ausdrücklich wird *Lumen gentium* 10 zitiert, wonach sich das gemeinsame und das hierarchische Priestertum zwar dem Wesen nach unterscheiden, aber aufeinander verwiesen sind (S. 38). *Gemeinsam Kirche sein* betont nicht das hierarchisch Unterscheidende, sondern die gegenseitige Verwiesenheit, die im Wandel von einer Versorgungs- zu einer Partizipationslogik eine veränderte Mentalität bewirken und zu einem neuen Miteinander führen soll, bei dem die Christgläubigen mehr als die Handlanger des Priesters sind (vgl. S. 40). Der Titel des bischöflichen Schreibens *Gemeinsam Kirche sein* gewinnt aus diesem Gedanken eine tiefe Plausibilität.

Was bedeutet das für das Leitungshandeln in der Kirche? *Gemeinsam Kirche sein* stellt nicht in Abrede, dass der Leitungsauftrag zum priesterlichen Dienst dazugehört,⁸ der in diesem Schreiben bevorzugt als „Leitungsdienst“ bezeichnet wird. Gleichwohl

gibt es vielfältige Leitungsformen in der Kirche, die nicht an das sakramentale Amt gebunden sind. So plädiert Kap. 5 mit der bezeichnenden Überschrift „Leitung in der Kirche hat viele Gesichter“ dafür, unterschiedliche Leitungsdienste von Frauen und Männern in der Kirche zu fördern (vgl. S. 46–49). Dieser Gedanke wird in Kap. 6 „Die Pastoral der Kirche erneuert sich“ aufgegriffen und vertieft. Auf dem Hintergrund, dass die Pfarrei als territoriales Ordnungsprinzip zur Verortung des Glaubens bedeutsam bleibt⁹, sollen künftig „neue Formen der Beteiligung und der Verantwortung“ (S. 53) möglich sein, die den Charismen der Einzelnen Rechnung tragen. Gegebenenfalls können auch „Beauftragungen auf Zeit zur Koordination diakonischer, katechetischer oder liturgischer Dienste an einem bestimmten Ort“ (S. 54) durch den zuständigen Bischof oder Pfarrer ausgesprochen werden, die – so wird ausdrücklich betont – Vertiefungen der Taufberufung jedes Christen sind, der sie sakramental nichts Neues hinzufügen (ebd.).

Ein Perspektiven- und Mentalitätswechsel

Gemeinsam Kirche sein ist ein wegweisendes Bischofswort zur Zukunft der Pastoral in Deutschland. Auf dem Fundament von *Lumen gentium*, das sich einmal mehr als kraftvoller theologischer Referenztext erweist, findet die als Suchbewegung formulierte Überschrift des bischöflichen Studientags aus dem Jahr 2007 „Mehr als Strukturen...“ eine theologisch fundierte inhaltliche Konturierung. Es versteht sich selbst als ein „Impulspapier“¹⁰, das auf direktive Anweisungen und fertige Antworten verzichtet. Gleichwohl verfolgt es das anspruchsvolle Ziel, in einer Zeit des Umbruchs einen Perspektiv- und Mentalitätswechsel in der Kirche anregen und begleiten zu wollen, bei dem die Taufberufung und die Charismenorientierung an die Stelle eines stark hierarchisch geprägten Kirchenverständnisses treten und zur Ba-

sis eines neuen Miteinanders in der Kirche werden.¹¹

Das Schreiben hat über den binnenkirchlichen Raum eine positive Resonanz gefunden und ist gut rezipiert worden: Äußern sich Bischöfe derzeit über die Zukunft der Pastoral, dann verweisen sie gerne auf dieses Schreiben. Pastorale Berufsgruppen haben sich bei ihren Konferenzen damit auseinandergesetzt.¹² Bei diözesanen Fortbildungen steht es oben auf der Tagesordnung. Die im Jahr 2016 erschienene Arbeitshilfe will dazu beitragen, die Themen und Inhalte von *Gemeinsam Kirche sein* mit den Christgläubigen im Volk Gottes zu diskutieren und den gewünschten Perspektiv- und Mentalitätswechsel voranzubringen.¹³

Natürlich vermag ein „Impulspapier“ wie *Gemeinsam Kirche sein* nicht alle pastoralen Probleme auf einmal zu lösen. Beispielsweise bleibt offen, wie sich priesterliches Selbstverständnis über ein funktionales Verständnis hinaus realisieren soll oder wie priesterlicher Leitungsdienst über die Feier der Sakramente hinaus zum Tragen kommen kann. Zudem stellt sich die Frage, ob es bei aller Wertschätzung einer Charismenorientierung bisweilen nicht doch einer Korrektur- und Koordinierungsinstanz bedarf.¹⁴ Hilfreich ist auch die Anregung, dieses Hirtenwort zum Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* von Papst Franziskus in Beziehung zu setzen, das die Aussagen in einen weltkirchlichen Kontext stellt und sie zu ergänzen und vertiefen vermag.¹⁵ Gleichwohl eröffnet *Gemeinsam Kirche sein* allen kirchlich Engagierten eine theologisch fundierte Perspektive, wie das Miteinander in der Kirche in unserer Zeit des Umbruchs zu gestalten ist.

Anmerkungen:

¹ „Mehr als Strukturen ...“ Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen. Ein Überblick. 12. April 2007. (Arbeitshilfen Nr. 216) Bonn 2007.

² Die Referate des Studientags sind gut dokumentiert: „Mehr als Strukturen ... Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen“. Dokumentation des Studientages der

Frühjahrs-Vollversammlung 2007 der Deutschen Bischofskonferenz. 12. April 2007 (Arbeitshilfen Nr. 213). Bonn 2007.

³ „Gemeinsam Kirche sein“. Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral. 1. August 2015 (Die deutschen Bischöfe Nr. 100). Bonn 2015. Die konkreten Seitenangaben zu diesem Schreiben sind im Haupttext angegeben.

⁴ Statement von Bischof Dr. Franz-Josef Bode im Pressegespräch zur Vorstellung von *Gemeinsam Kirche sein* am 23. September 2015 in Fulda. http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse_2015/2015-166a-Herbst-VV-Pressegesprach-Statement-Bischof-Bode.pdf (Abruf 28.4.2017).

⁵ Deutsche Bischofskonferenz u. Zentralkomitee der deutschen Katholiken: Das Zusammenwirken von Charismen und Diensten im priesterlichen, prophetischen und königlichen Volk Gottes Arbeitsthesen des Beirates „Priester und Laien“ der Gemeinsamen Konferenz. 4. Juli 2012. 2. Aufl. Bonn 2012.

⁶ Statement von Bischof Dr. Felix Genn im Pressegespräch zur Vorstellung von *Gemeinsam Kirche sein* am 23. September 2015 in Fulda. http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse_2015/2015-166b-Herbst-VV-Pressegesprach-Statement-Bischof-Genn.pdf (Abruf: 28.4.2017).

⁷ Papst Johannes Paul II.: Enzyklika *Redemptor hominis*. 4. März 1979 (VAS 6). Bonn o. J., 28 (Nr. 14).

⁸ Vgl. hierzu Müller, Philipp: Priesterlich leiten in Zeiten pastoralen Umbruchs. In: *Leb Z* 70 (2015) 177-184.

⁹ Vgl. auf dem Hintergrund der gegenwärtigen pastoraltheologischen Diskussion ders.: Neues wagen, ohne das Potential parochialer Strukturen geringzuschätzen. In: *PTH* 36 (2016) 65-75.

¹⁰ Marx, Reinhard Kardinal: Vorwort. In: „Gemeinsam Kirche sein“ (s. Fußnote 3), 7.

¹¹ Ebd., 6.

¹² Vgl. Ostermann, Martin: *Gemeinsam Kirche sein – aber wie? Haupt- und Ehrenamt, Kleriker und Laien, pastoraler Dienst und Seelsorge*. In: *Pbl* 68 (2016), 114-119.

¹³ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.): *Gemeinsam Kirche sein. Impulse – Einsprüche – Ideen*. (Arbeitshilfen Nr. 286) Bonn o. J.

¹⁴ Vgl. Kongregation für die Glaubenslehre: Schreiben *Iuveniscit Ecclesia* über die Beziehung zwischen hierarchischen und charismatischen Gaben im Leben und in der Sendung der Kirche (VAS 205). Bonn 2016.

¹⁵ Vgl. Krämer, Peter: *Gemeinsam Kirche sein*. Welche neuen Akzente hat das Wort der deutschen Bischöfe vom 1. August 2015 zur Erneuerung der Pastoral gesetzt? In: *TThZ* 125 (2016) 100-110. Müller, Philipp: *Evangelium gaudium*. Die Programmschrift von Papst Franziskus. In: *Pbl* 66 (2014) 99-103.

Wenn die Pfarrei zur Kirche wird ...

Anruf im Pfarrbüro (Mutter, Anmeldung zur Taufe). Sekretärin: Hier ist die Pfarrei St. Mutter: Entschuldigung, ich wollte eigentlich mit der kath. Kirche in ... sprechen.

Diese kurze Sequenz macht deutlich, um was es geht. Die Begriffe laufen durcheinander und sind nicht klar. Wir schaffen immer neue Begrifflichkeiten: pastoraler Raum, Pfarreiengemeinschaft, Pfarrei neueren Typs, Großpfarrei, Pastoralbezirk, Gemeinschaft von Gemeinden. Wem dient es, feste Begriffe, Definitionen und theologische Zuschreibungen zu finden für das, was Pfarrei bedeutet?

Kirche – nicht Pfarrei ist Sakrament, Pfarrei ist ein wertvoller Strukturbegriff, der Funktionen, bestimmte Aufgaben und Zielrichtungen fasst. „Die Pfarrei ist keine hin-fällige Struktur, gerade weil sie eine große Formbarkeit besitzt, kann sie ganz verschiedene Formen annehmen ... und wird sie, wenn sie fähig ist, sich ständig zu erneuern und anzupassen, weiterhin die Kirche sein, die inmitten der Häuser ihrer Söhne und Töchter lebt“ (Evangelii Gaudium, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 194, 28, nachfolgend EG). Deshalb hat sie den Auftrag, die Nähe und damit Verortbarkeit des Evangeliums zu sichern.

Wichtig ist, dass durch sie ein Beitrag zur Einheit mit Orts- und Weltkirche geleistet wird – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Pfarrei auf dem Bierdeckel

Nach dem heutigen kirchlichen Recht ist die Pfarrei „eine bestimmte Gemeinschaft

von Gläubigen, die in einer Teilkirche auf Dauer errichtet ist und deren Seelsorge unter der Autorität des Diözesanbischofs einem Pfarrer als ihrem eigenen Hirten anvertraut wird“ (can 515 § 1 CIC). Jede Diözese muss in Pfarreien aufgeteilt sein (can 374 § 1 CIC). Ihre Errichtung, Aufhebung und Veränderung ist allein Sache des Diözesanbischofs, der jedoch den Priesterrat zu hören hat (can 515 § 2 CIC). Die Pfarrei besitzt von Rechts wegen Rechtspersönlichkeit (can 515 § 3 CIC).

„Die Pfarrei ist eine kirchliche Präsenz im Territorium, ein Bereich des Hörens des Wortes Gottes, des Wachstums des christlichen Lebens, des Dialogs, der Verkündigung und der christlichen Nächstenliebe, der Anbetung und der liturgischen Feier. Sie ist eine Gemeinde der Gemeinschaft, ein Heiligtum, wo die Durstigen zum Trinken kommen ...“ (EG 28).

Ein kurzer Blick zurück

Die altchristlichen Kirchen waren besonders bemüht, ihr Leben als Gemeinschaft der Glaubenden zu verwirklichen. Dies zeigte sich im Aufbau der Ortskirchen, in der Organisation ihrer Lebensfunktionen, in liturgischen Feiern, in der Formulierung ihres Bekenntnisses und nicht zuletzt in ihrer normativen Ethik. Bei der Entfaltung ihrer Lebensformen und ihres Glaubensbekenntnisses beweisen die alten Kirchen einerseits große Sicherheit, andererseits fruchtbare Kreativität. Beides war orientiert am Wort Gottes, den gewachsenen Traditionen und an der Notwendigkeit aufkommender Bedürfnisse, eigener wie solcher, die sich gesellschaftlich, sozial ergaben. Die Ursprünge einer mit diesem Auftrag territorial umschriebenen Pfarrei gehen dem Begriff und der Sache nach mehr oder weniger bis in die Zeit der frühen Kirche zurück. In den sich im 13. Jahrhundert zuspitzenden Auseinandersetzungen der Pfarrseelsorge mit den Bettelorden wurde ein bis heute virulentes Problem offenkundig: die Spannung zwischen der Pastoral im räumlich um-

schriebenen Bereich der Pfarrei und der an den Bedürfnissen der Menschen orientierten volksnahen Seelsorge durch die Orden, die damit das starre Pfarrsystem durchbrachen. Die Reformbestrebungen des Trienter Konzils gaben sogenannten pastoralen Erfordernissen den Vorrang. Jede Diözese wurde in ein lückenloses Netz territorial genau umgrenzter Pfarreien eingeteilt und diesen ein Pfarrer als zuständiger Seelsorger zugeteilt. Dem Pfarrer wurde Residenzpflicht vorgeschrieben. Die pastorale Leitvorstellung bildete das biblische Bild vom guten Hirten, der seine Herde kennt. Für die konkrete Gestalt und die noch vielfach vorhandene Deckungsgleichheit von Pfarrbezirk und politischer Gemeinde gelten bis heute die Bestimmungen des Kirchenrechts, wonach die Pfarrei ein bestimmtes Territorium umfasst und für die der Bischof einen eigenen Pfarrer bestellt. Für die weitere Entwicklung der Pfarrei, besonders für pastorale Leitbilder ist es wichtig, auf diese Zusammenhänge zu achten. Lange Zeit entsprach die Selbständigkeit und Autonomie der Pfarreien der soziokulturellen Situation, in der einzelne in klar abgegrenzten sozialen Räumen aufwuchsen und lebten. Daraus ergibt sich eine entscheidende Frage: Genügt diese Form der Pfarrei als Sozialform des Glaubens den Anforderungen unserer Zeit. Kardinal Martini hat sich schon 1987 für die Pfarrei als ein Kapillargewebe als lebendige Basis der Kirche ausgesprochen. Angesichts der spannungsreichen Auseinandersetzungen um den Stellenwert der verschiedenen geistlichen Bewegungen, Gruppierungen, Basisgemeinden, Verbände und Vereine wird die Frage aufgeworfen, ob die Pfarreien in den stark säkularisierten Nationen und ausufernden Großstädten noch die elementare und hinreichende Form der Zugehörigkeit der Kirche sei, oder ob neben der Pfarrei andere Formen geschaffen werden müssen.

So wie sich damit die Grundbestimmung der Pfarrei verändert, ändert sich auch die Auffassung über den Leitungsdienst. Im neuen CIC wird ein Wandel in der Auffassung vom Amt des Pfarrers erkennbar. Der

Pfarrer ist pastor proprius für eine Gemeinschaft von Glaubenden. Diese Aufgabe bedarf einer Festigkeit im Amt. Es wird aber deutlich, dass dieses Amt um der Seelsorge willen eingerichtet ist. Deshalb wird die Festigkeit im Amt nicht mehr unabdingbar gegeben, sondern sie ist begrenzt durch die Notwendigkeiten der Seelsorge, begrenzt vom Heil der Seelen (c. 1752) Außerdem spricht der CIC nicht mehr von den dem Pfarrer reservierten Rechten, sondern von den ihm in besonderer Weise aufgetragenen Amtshandlungen (vgl. c. 530). Es fällt nunmehr schwer, zwischen Rechten und Pflichten zu unterscheiden, da dem Pfarrer nicht mehr das Pfarramt übertragen wird, sondern die seelsorgliche Verantwortung und Verpflichtung für eine bestimmte Gemeinschaft von Gläubigen (c.515 §1) Über-schaut man jedoch die Amtsaufgaben des Pfarrers im Dienst an der Verkündigung, im Dienst der Heiligung, in der Diakonie, so wird deutlich, dass im Dienst, der in der Pfarrei zu leisten ist, der Dienst der Kirche konkret wird. Zu bedenken ist deshalb das Wort Karl Rahners: „Die Pfarrei ist die primäre Verwirklichung der Kirche als Ereignis“ (K. Rahner, *Zur Theologie der Pfarrei*, in: *Die Pfarrei*, hg. Von H. Rahner, Freiburg 1956, 34).

In diesem Sinn ist die Pfarrei strukturelle Basis, auf der sich großes entwickeln kann, sie ist aber nur das Mittel zum Zweck.

Pfarrei als Organisationsraum

Ich plädiere an dieser Stelle dafür, die Unterscheidungen in EG und dem Text „Gemeinsam Kirche sein“ (Die deutschen Bischöfe, Nr. 100) genau anzuschauen. Papst Franziskus spricht in EG 28 von der Pfarrei als Gemeinde der Gemeinschaft, während in „Gemeinsam Kirche sein“ in 6 a) die Pfarrei als Gemeinschaft von Gemeinschaften definiert wird. Ich teile die Einschätzung der Bischöfe, dass sich an unterschiedlichen Orten vielfache Formen von christlicher, auch ökumenischer Gemeinschaft bilden, die sich auch aus der Suche einer Chris-

tusbeziehung finden, die aber, so glaube ich, in keiner Weise den Bezugsrahmen einer Pfarrei aufsuchen, sich sehr wohl aber als Gemeinschaft in der Kirche verstehen. In der Diözese Hildesheim gibt es über 140 Kindertagesstätten und Familienzentren, von denen viele unterwegs sind, sich als Orte der Kirche oder als „Kleine Kirche Kindergarten“ zu entwickeln. Der Name der KiTa ist oftmals identisch mit dem Patrozinium der Pfarr- oder Filiationkirche, und somit auch mit dem Namen der Pfarrei. Die Pfarrei ermöglicht den Organisationsrahmen für die KiTa und für die Entwicklung als Ort der Kirche. Die kleine Gemeinde KiTa indes entwickelt sich als selbständiger Ort, der eigene Gottesdienste feiert, der sakramental gegründet ist und sich in der Pfarrei als dem Netzwerk verschiedenster kirchlicher Ort wiederfindet. Das Bild des Netzwerkes meint nicht, dass primär alle miteinander verbunden sind, sondern dass es in diesem Netzwerk verschiedene Verbindungen untereinander gibt, die Mitte oder das, was dieses Netz zusammenhält und bindet, der gemeinsame Glaube ist, und dass der Pfarrer als Diener der Einheit zum Ermöglicher für Vielfalt wird. Sicherlich ist es richtig, wenn die Bischöfe schreiben, dass sich die Gestalt unserer Pfarreien verändert. Es ist jedoch eine Fehleinschätzung der Situation, dass sich diese Pfarreien von einer Pfarrgemeinde zu einer Pfarrei neueren Typs wandeln. Die Unterscheidungslinie liegt eher zwischen der Gemeinde, die zum Sonntagsgottesdienst zusammenkommt, und denen, die sich an unterschiedlichen Orten und in Gemeinschaften beheimaten, sich aber weder zu einer Seelsorgeeinheit noch einem pastoralen Raum oder einer Pfarrei neueren Typs etc. gehörig fühlen. Ich war 1995 an der Einführung der Seelsorgeeinheiten im Bistum Hildesheim beteiligt, die damals eingeführt wurden unter der großen pastoralen Option einen neuen Form des Kircheseins unter dem Schlagwort einer kooperativen Pastoral. Von damals bis heute erleben viele Gemeindemitglieder, Priester und Hauptberufliche die strukturellen Veränderungen als Reaktionen auf

sich immer neu einstellende Mangelsituationen. Die alten Strukturbegriffe tragen deshalb nicht unerheblich dazu bei, dass die Veränderungsprozesse, so sehr sie auch eine Erneuerung der Pastoral in den Blick nehmen, als Strukturprozesse wahrgenommen werden. Ich bin deshalb sehr froh, dass wir im Bistum Hildesheim seit etwa 2010 mit dem Prozess einer lokalen Kirchenentwicklung einen Paradigmenwechsel einleiten konnten, der die Erneuerung der Kirche und ihrer Gemeinden in den Blick genommen hat und nicht die Erneuerung der Pastoral, wie es im Untertitel zu „Gemeinsam Kirche sein“ heißt. Diese ergibt sich zwangsläufig aus der ersten.

Kirche als Ereignis im Kontext lokaler Kirchenentwicklung

Im Rahmen eines Entwicklungsprozess sind viele Fragen zu bedenken: Wenn es um Erneuerung geht, wie kann Altes und Neues nebeneinander bestehen, Altes gewürdigt werden und Neues wachsen? Wie können Menschen im 21. Jahrhundert durch die Kraft des Evangeliums genährt und gestärkt werden? Wie können Orte der Gotteserfahrung eröffnet, erlebt oder auch gedeutet werden?

Das Bistum Hildesheim hat in den vergangenen fast 20 Jahren diverse Strukturmaßnahmen durchgeführt (Fusionen, Gebäudereduzierung, Personalkürzungen, Sparkonzepte). Diese Schritte waren nötig, um den Weg frei zu räumen für einen inhaltlichen Gestaltungsprozess.

Dieser wuchs aus den Dialog- und Veränderungsprozessen der letzten Jahre. Das Ziel dabei ist faktisch aufgedrängt: Es geht um einen Paradigmenwechsel des Kircheseins. In der zurück liegenden Epoche kirchlicher Entwicklung stand das Christentum des Erbes im Vordergrund, während sich jetzt zunehmend das Christwerden aus Berufung als Paradigma herauskristallisiert. Diesen grundlegenden Wandel nicht einfach nur hinzunehmen, sondern bewusst wahrzunehmen und zu gestalten - darin

liegt die zentrale Herausforderung. Gefragt ist dabei die immer wieder neue Konfrontation des Evangeliums mit den Zeichen der Zeit und die Fähigkeit bzw. der Mut zu einer geistlich-prophetischen Grundhaltung.

Lokale Kirchenentwicklung ist deshalb nicht die Verlängerung einer fast exklusiv pfarrgemeindlich ausgerichteten Pastoral, die unter einem neuen Stichwort die strukturellen Probleme, die sich vornehmlich aus Personal- und Finanzmangel ergeben haben, lösen oder vertagen soll.

Sie ist auch kein von oben dekretierter Entwicklungsprozess, der mit beschriebenen Eckdaten für ganze Diözesen Geltung hat, und auch kein Prozess kirchlicher Selbstvergewisserung, der die gesellschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklungen außer Acht lässt.

Sie ist auch kein Pastoralplan, sondern eine Haltung, die sich ungleichzeitig und nicht flächendeckend herausbildet. Prozesse lokaler Entwicklungen sind das Ergebnis von Lernerfahrungen, die sich mit folgenden Schwerpunkten auseinandersetzen:

- *Lokalität:* Was ist notwendig, um Kirche vor Ort zu gestalten? Viele Kirchenmitglieder haben die diözesanen Vorgaben oft als Gängelung erfahren und sich in ihren Kompetenzen zu wenig ernst genommen gefühlt. In der Zukunft wird viel davon abhängen, ob Christen vor Ort – in Schule, Caritas und lokalen Gemeinden – ihre Chance und ihre Kompetenz nutzen, um Kirche zu entwickeln und so einen Dienst am Reich Gottes zu ermöglichen. Sozialräumliche Erkenntnisse sind selten in pastoral-kirchliche Planung und Entwicklung eingeflossen.
- *Territorium und Kategorie* eignen sich nicht mehr als Grundpfeiler pastoraler und personaler Entwicklung, weil die Gesamtfrage nach der Kirchengestalt mittlerweile andere Paradigmen aufruft. Auch eine Gegenüberstellung von Parochial- und Profilstrukturen oder von Gemeinde- und Funktionalseelsorge sind in diesem Sinne nicht weiterführend.

- *Charisma:* Das Zweite Vatikanische Konzil hat – v. a. in der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* – das Paradigma des gemeinsamen Priestertums aller Getauften klar als Leitidee kirchlicher Entwicklung formuliert. Dies wurde und wird aber in der kirchlichen Praxis immer noch zu wenig umgesetzt, sodass vorhandene Begabungen, die der Herr seiner Kirche schenkt, oft nicht genügend gesehen, gefördert und begleitet werden.
- *Berufung:* Bei der vielfachen Bemühung, Partizipation zu ermöglichen, ist aus dem Blick geraten, dass am Beginn vieler Prozesse persönliche Berufungen stehen. In vielfältiger Form fühlen sich Menschen in den Dienst gerufen, in oft einfältiger Form wird ihnen Beteiligung ermöglicht.
- *Taufe:* Glaubt ihr an die Sakramente, die ihr spendet? Wir haben aus vielen weltkirchlichen Begegnungen die Würde der Taufe neu entdeckt und durften erleben worden, dass sich Veränderungsprozesse an den unterschiedlichen Orten durch diese Neubesinnung ergeben haben.
- *Geistliche Aufbrüche*
Eine lokale Kirchenentwicklung ist nicht ein technischer oder zuerst organisatorischer Restrukturierungsprozess. Es greift zu kurz, neue Verantwortung zu verteilen, Teams zu beauftragen und neue Aktivitäten zu starten und zu vernetzen. Zum einen braucht eine Lokale Kirchenentwicklung die Perspektive, wie den Christen am jeweiligen Ort das persönliche Wachstum ermöglicht werden kann – zum anderen braucht es ein gemeinschaftliches und partizipatives Hinhören und Lernen, das aus sich heraus ein Prozess geistlicher Unterscheidung ist.
- *Sendung*
Überall dort, wo Menschen, kirchliche Gemeinschaften und Einrichtungen nach ihrer Sendung fragen und sich im Blick auf das Reich Gottes engagieren, wächst Kirche.

Auch mögliche Paradigmenwechsel sind nicht sofort Antriebsfedern für konkrete

Gestaltungsmaßnahmen. Zuerst muss eine Entwicklung einsetzen, innerhalb der sich

- die Wahrnehmung dessen verändert, was in der Kirche geschehen ist und geschieht,
- eine Deutungskompetenz für die Zeichen der Zeit herausbildet und durchsetzt, dass Entscheidungen in Gemeinschaft auf geistliche Weise getroffen werden.

Kirchliche Entwicklungsprozesse werden ohne einen umfassenden Mentalitätswandel keine durchschlagende Wirkung entfalten können.

Gemeinde als Beziehungsraum

Eine Lokale Kirchenentwicklung prägt eine Kirche, die von der Sehnsucht der Menschen ausgeht. In den letzten Monaten und Jahren hat die Pop- und Rockkultur in unserem Land ein Lebensgefühl besungen und beschrieben, das Theolog(inn)en und Seelsorger(inne)n zu denken geben sollte: die tiefe Sehnsucht nach Orientierung: „Gib mir `nen kleines bisschen Sicherheit, in einer Welt, in der nichts sicher scheint“ und „wann geht der Himmel auf, auch für mich“ (Silbermond) oder „Bitte hör nicht auf zu träumen, von einer besseren Welt“ (Söhne Mannheims), sicherlich auch der Song „Haus am See“ von Peter Fox. Die Reihe von Interpreten und Liedern ließe sich fast unendlich fortsetzen. Beschreibungen aus vermeintlich säkularen Zusammenhängen mit vielen Fragen an die sakrale Welt.

In diesen Beschreibungen von Lebensgefühlen und gesellschaftlichen Veränderungsprozessen steht die Verkündigung des Evangeliums neu auf dem Prüfstand. Näherhin die Form, und die Art und Weise der Feier der Gottesdienste und der kirchlichen Präsenz am Beginn des 21. Jahrhunderts ist an diesen Entwicklungsprozessen auszurichten.

Das ist zunächst nichts Neues. Dass die Milieustudien der letzten Jahre maßgeblich

Anteil haben an der Veränderung kirchlicher Wahrnehmungsprozesse ist evident. Was oftmals fehlt, ist eine praktikable Umsetzung in eine kirchliche Praxis, einer Praxis, die nicht nur an sogenannten Hochorten der Pastoral, mit hohem finanziellen und personellen Aufwand (wie etwa Hochschulen, citypastoralen Zentren, Jugendkirchen etc.) Entfaltung findet, sondern die sich in ganz normalen lokalen Kirchensituationen gestalten lassen kann.

Vergemeinschaftungsorte und -möglichkeiten zu eröffnen, ist das Gebot der Stunde. Anlässe können gemeinschaftsstiftend sein. Wie viele kleine christliche Gemeinschaften haben sich in den letzten zwei Jahren gebildet, als es darum ging, die vielen geflüchteten Menschen zu beheimaten. Kleine Gemeinden auf Zeit können sich in der Sakramentenkatechese entwickeln, Trauercafés schaffen Gemeinschaft etc.

Es gilt auch zu akzeptieren, dass ein Großteil unserer Kirchenmitglieder eine ADAC-Mentalität entwickelt hat (Bernhard Spielberg, Vortrag „Auf dem Weg zu Gott“, Bensberg, 17. Juni 2011). Diese Mentalität weist zwei Grundfaktoren aus: unbedingt notwendig und hoffentlich nie zu beanspruchen. In diesem Spannungsfeld bildet sich das Verhältnis vieler zu Gottesdienst und kirchlicher Praxis ab. Dabei geht es nicht um die Frage, ob diese Haltung richtig ist, sie ist Bestandteil der Realität und deshalb zunächst zu akzeptieren und auf ihre Chancen hin zu überprüfen. Mindestens wäre vom ADAC zu lernen, sich professionell (also leidenschaftlich) zum sogenannten Kunden (der eine für ihn/sie angemessene Kunde erwartet) zu verhalten.

Die herkömmliche Pfarrgemeinde in ihrer oft starken Binnenkirchlichkeit bindet einen hohen Anteil verfügbarer Ressourcen an Personal, Finanzen und Gebäude. Sie erreicht mit ihrer stark kirchenjahresbezogenen Ausrichtung und einer Programmpastoral nur noch wenige ihrer Mitglieder. Nicht wenige der Priester und in der Pastoral hauptberuflich Mitarbeitenden sind mit dem Modell der Pfarrgemeinde groß ge-

worden und in diesem System gebunden. In ihrer pastoralen Tätigkeit ereignet sich viel Gutes und Heilsames. Gleichzeitig erlebe ich in vielen Gesprächen Resignation und Überforderung. Eine Ermutigung, Bisheriges auf den Prüfstand zu stellen, manches auch zu lassen, kann hier sehr hilfreich sein. Es bedarf jedoch keines Methodenwechsels in der Ausrichtung, sondern es ist die Stunde eines Paradigmenwechsel des Kircheseins, wie oben schon erwähnt, zusammengefasst, vielleicht so:

- Von der Pfarrfamilie zur Pfarrei als Netzwerk Kirchlicher Orte
- Von zentralen Pastoralplänen zur lokalen Kirchenentwicklung
- Vom Primat des administrativen Territoriums zur Lebensraumorientierung
- Vom Stellenplan zum Gestaltungsplan
- Von Handlungen zu Haltungen
- Von der Aufgabenorientierung zur Gabenorientierung
- Von einer Kultur des Christseins als Erbe zu einer Kultur des Christseins aus Berufung
- Von liturgischer Erstarrung zur kommunikativen Gotteserfahrung
- Vom pfarrgemeindlichen Separatismus zur Kirche in der Welt.

Ein Plädoyer

„Die Pfarrei ist keine hinfällige Struktur.“ (EG 28). Sie ist aber Struktur, Ordnungsprinzip, nicht primär Ort der Beheimatung und Sendung. Sammlung und Sendung ist in ihr theologisch grundgelegt, sie vollziehen sich jedoch in vielen diversen Formationen. Somit ist die Pfarrei Ermöglichungsraum für Diversität. Kriterium für die kirchlichen Entwicklungsprozesse ist die Frage, ob alles das, was geschieht, dem Evangelium gemäß ist. Dem Pfarrer obliegt das Episkopein, die Obacht über das Evangeliumsgemäße, gemeinsam mit denen, denen ein Leitungsdienst aufgetragen ist. Der Kirchenvorstand ist Kirchenvorstand und nicht Pfarreivorstand, ihm sollte die

Aufgabe zu kommen, die Kirchentwicklung im Lebensraum der Menschen im Auge zu behalten und die Ressourcen gerecht zu verteilen. Deshalb sollte die Pfarrei einen organisatorisch möglichst großen Lebensraum abdecken und die Erfahrung des Kircheseins im Nahbereich sicherstellen. Dies kann gut geschehen durch Leitungsteams der Getauften in lokalen Gemeinden (KiTas, Schulen, Altenheim etc. eingeschlossen). Pfarrer, Priester, Diakone und hauptberuflich Mitarbeitende sind einer oder mehrerer Pfarreien zugeordnet, haben aber einen klaren Auftrag für eine lokale Kirchenentwicklung, z. B. um eine Initiative zu unterstützen, die sich um die Grundversorgung (elementar) von alten Menschen im ländlichen Raum kümmert. Zielführend könnte auch ein Auftrag sein, an bestimmten Orten die Beschreibung der Grenzen der katholischen Pfarrei mit der einer evangelisch-lutherischen zu synchronisieren. Dabei ist mir weniger der Verweis auf die Struktur wichtig, als der deutliche Hinweis, dass wir die Herausforderungen, die uns in der Weitergabe des Glaubens gestellt ist, vielfach nur noch gemeinsam angehen können, ich denke da besonders an die kirchliche Präsenz in den Schulen.

So heißt meine Formel für die Präsenz der Kirche im Leben der Menschen:

Pfarrei als Organisationsraum, Gemeinde als Beziehungsraum, Kirche als Ereignisraum.

Nur noch eins

Eine mobile Gesellschaft eröffnet Räume für eine „Sehnsucht, nach dem ganz anderen“ (Horkheimer), nach dem ganz anderen Menschen und manchmal ganz anderen Gott. Eine Gesellschaft, in der Mobilität und Digitalisierung fast alle Fasern des Menschseins durchdringt, schafft auch Räume für das Unverwechselbare, eine Grundkategorie von Sehnsucht. Hier schlägt die Stunde des Evangeliums, nicht im Sinne einer neuen Missionierung, sondern im Verweisen auf das Heilige als der

Antwort auf die Sehnsucht des Menschen in der späten Postmoderne.

Ich möchte ermutigen, neue kirchliche Erfahrungsräume in mobiler Gesellschaft zu erschließen. Dafür brauchen wir:

- eine Leidenschaft für Fehlschläge,
- das Bedürfnis, zu lernen,
- einen Hang zum Handeln,
- eine Vorliebe für Unsicherheit,
- eine Abscheu vor aufgeblasenen und unflexiblen Bremsern,
- die Bereitschaft zum Schnellschuss,
- den Glauben an die Neugier aller,
- die Lust am Verdrehen,
- eine Neigung zu "heißen" Wörtern,
- einen Zug zur Revolution,
- die Liebe zum Lachen,
- eine Abneigung gegen laute Antworten,
- die Entschlossenheit, die Pest der Langeweile niemals und nirgends zu dulden,
- die Sehnsucht nach Gott, dem Himmel, der vom Himmel fällt.

Habe ich auch nichts vergessen?

Uta Raabe

Gemeinwohl, Solidarität und Subsidiarität als Sozialprinzipien der Pfarrei

Eine Replik auf den Artikel von Martin Wrasmann

„Genügt diese Form der Pfarrei als Sozialform des Glaubens den Anforderungen der Zeit?“ fragt Martin Wrasmann in seinem Artikel „Wenn die Pfarrei zur Kirche wird ...“ und schließt in diesem ersten Teil nach einem Rückblick auf die Entstehung von Pfarreien mit der Feststellung, dass „die Pfarrei nur das Mittel zum Zweck“ und die „strukturelle Basis“ sei, „auf der sich Großes entwickeln kann.“ Mit Verweis auf das Wort der Deutschen Bischöfe „Gemeinsam Kirche sein“ konstatiert er, dass die sich in vielfachen Formen bildenden christlichen Gemeinschaften „in keiner Weise den Bezugsrahmen einer Pfarrei aufsuchen, sich aber sehr wohl als Gemeinschaft in der Kirche verstehen“. Die Pfarrei ermögliche den Organisationsrahmen für Menschen, die „sich an unterschiedlichen Orten und in Gemeinschaften beheimaten, sich aber weder zu einer Seelsorgeeinheit, einem pastoralen Raum, einer Pfarrei neueren Typs etc. zugehörig fühlen.“ Nach einem Exkurs zur „lokalen Kirchenentwicklung“ und zur „Gemeinde als Beziehungsraum“ plädiert er abschließend dafür, die Pfarrei in ihrer Struktur und ihrem Ordnungsprinzip als „Ermöglichungsraum für Diversität“ zu sehen, nicht jedoch primär als „Ort der Beheimatung und Sendung“, die sich primär in vielen diversen Formationen vollziehen würden.

Was bleibt von der Pfarrei übrig? Was ist deren Spezifikum, wenn sich Kirche primär oder gar ausschließlich in den Gemeinschaften ereignet? Was hält die Pfarrei als Pfarrei zusammen?

Sozialprinzipien der Christlichen Soziallehre als Grundlage des Zusammenlebens in einer Pfarrei

In der christlichen Soziallehre sind drei Sozialprinzipien grundlegend, die das Zusammenleben der Menschen in einer Gesellschaft prägen sollen: Gemeinwohl, Solidarität und Subsidiarität. Es lohnt, auf dem Hintergrund dieser Prinzipien des gesellschaftlichen Zusammenlebens das Zusammenleben der Menschen in einer Pfarrei zu betrachten.

1. Gemeinwohl als Grundausrichtung

Der Mensch als von Gott gewolltes Individuum erlebt und erfährt sich als Mensch erst in der Begegnung mit dem anderen. In Beziehungen wird der Mensch erst zu dem, was er ist: zum Ich. Somit steht der Mensch in Beziehung zu anderen und ist in seiner Freiheit stets auf die Gemeinschaft bezogen. Freiheit in Verantwortung ist Freiheit in Verantwortung auch für den anderen, für die Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft muss ihrerseits dem Wohl des Einzelnen dienen. So heißt es in der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils „Gaudium et spes“: „Das Gemeinwohl aber begreift in sich die Summe aller jener Bedingungen gesellschaftlichen Lebens, die den Einzelnen, den Familien und gesellschaftlichen Gruppen ihre eigene Vervollkommnung voller und ungehinderter zu erreichen gestatten“ (GS 74). Das Gemeinwohl begründet damit die Verantwortung der Gemeinschaft für soziale Gerechtigkeit.

Auf diesem Hintergrund ist eine Pfarrei weitaus mehr als ein „wertvoller Struktur-begriff“ und „nur Mittel zum Zweck“. Sie beschreibt eine zunächst durch das Ter-

ritorium definierte, jedoch nicht auf das Territorium beschränkte Gemeinschaft, innerhalb derer sich die Menschen unter Wahrung der Individualität an dem Gemeinwohl ausrichten. Das Territorialprinzip einer Pfarrei stellt sicher, dass nicht nur die eigene Gemeinschaft oder Gemeinde gesehen wird, sondern die ganze Welt, in der wir leben. Es sichert den Blick über den eigenen Horizont hinaus.

Die Katholische Soziallehre leitet aus dem Gemeinwohlprinzip zwei weitere Prinzipien ab, deren Beachtung dazu beitragen soll, die Spannung zwischen Individuum und Gemeinschaft fruchtbar werden zu lassen: Solidarität und Subsidiarität.

2. Solidarität

Solidarität gründet in dem Verständnis der gleichen Würde aller Menschen, die von Gott als sein Abbild geschaffen sind. Alle Menschen sind wesensmäßig gleich und grundsätzlich gleichwertig, auch wenn dies in der Realität nicht immer erfahren wird. Die Menschen gehören zusammen und haben so auch eine Verpflichtung für einander. Einer für alle – alle für alle und jeden Einzelnen. Dieser Grundsatz führt zu einer gegenseitigen Abhängigkeit, die es für das Wohl des Einzelnen und das Wohl der Gemeinschaft zu gestalten gilt. In seiner Enzyklika *Sollicitudo rei socialis* von 1987 definiert Papst Johannes Paul II. Solidarität als „die feste und beständige Entschlossenheit, sich für das ‚Gemeinwohl‘ einzusetzen, das heißt, für das Wohl aller und eines jeden, weil wir alle für alle verantwortlich sind“ (SRS 38).

Bezogen auf das Leben in einer Pfarrei bedeutet das, dass jede Gemeinschaft, groß oder klein, institutionalisiert oder nicht, „alt“ oder „neu“, nicht nur auf sich selbst sieht als „selbständiger Ort“, sondern den Blick auch auf jeden und alles in der Pfarrei lenken muss. Nur aus diesem Blick für die anderen kann die Gemeinschaft als Teil der Pfarrei das werden, was sie intendiert: Ort der Erfahrung von Kirche.

Auf der Solidarität mit den anderen baut die Subsidiarität auf, die ihrerseits Solidarität erst ermöglicht. So schreibt Ursula Nothelle-Wildfeuer sehr treffend: „Nur da, wo die Menschen ermutigt werden, den Teil, den sie selbst übernehmen können, auch tatsächlich selbst zu übernehmen, kann wirkliche Solidarität möglich werden und wachsen.“¹

3. Subsidiarität

Auf der gemeinsamen Verantwortung und der Solidarität basiert die Subsidiarität als Prinzip, das der jeweils kleineren Einheit im Kontext der großen Einheit das ermöglicht und von ihr fordert, was sie selbst in der Lage ist zu leisten. Subsidiarität gründet in der Achtung vor dem Selbstbewusstsein, dem Recht auf Selbstbestimmung und der Pflicht zur Eigenverantwortung und Eigeninitiative. Sie bildet die Basis für Strukturen, die die freie Entfaltung des Einzelnen und der kleineren Einheiten fördert. Die nächst größere Einheit greift erst dann helfend ein, wenn die kleinere Einheit ihre Aufgaben nicht aus eigener Kraft erfüllen kann. Dabei hilft sie zunächst der kleineren Einheit, ihre Aufgaben selbst zu erfüllen. Erst wenn dies nicht möglich ist, übernimmt sie - temporär - deren Aufgaben. Dazu muss geklärt werden, welchen Aufgaben von wem übernommen werden müssen bzw. sollen und wer welche Zuständigkeiten und Kompetenzen hat. Subsidiäres Handeln sichert das Zusammenspiel aller Einheiten und bewahrt so vor unnötigem Zentralismus einerseits oder Kompetenzüberfrachtung in den kleinsten Einheiten andererseits.

Was können diese Prinzipien für die Pfarrei bedeuten?

Gemeinwohl, Solidarität und Subsidiarität als grundlegende Prinzipien des Zusammenlebens in einer Pfarrei stellen in ihrer Umsetzung sicher, dass eine Pfarrei weit-

aus mehr als Struktur und Ordnungsprinzip ist. Erst mit dieser Trias kann sie „Ermöglichungsraum für Diversität“ werden, denn sie hält im Innersten das zusammen, was in seiner Unterschiedlichkeit dem Evangelium gemäß gelebt wird.

Paulus hat dies sehr anschaulich im 1. Korintherbrief (1 Kor 12,12 ff) mit der Metapher des Leibes verdeutlicht, in dem er von dem einen Leib, den vielen Gliedern und ihrem Verhältnis zueinander schreibt. Durch die Taufe aufgenommen in den einen Leib, gleichwertig und grundverschieden, miteinander verbunden und aufeinander angewiesen, unentbehrlich in ihrer Vielfalt, bilden die Glieder den einzigen Leib. Weder kann ein Glied zum anderen sagen: Du gehörst nicht dazu, weil Du nicht so bist wie ich, noch kann ein Glied sich selbst ausschließen, weil es nicht so ist wie die anderen. Das Angewiesensein aufeinander ist konstitutiv für das Leibsein.

Hieraus leitet sich eine der Hauptaufgaben der Pfarrei ab: Sie trägt als übergeordnete Einheit Sorge für die Verschiedenheit und Vielfalt, sichert diese - wo nötig und möglich - ab und leistet einen durch niemanden zu ersetzenden Dienst an der Einheit. Die Pfarrei kann auf diesem Hintergrund sehr wohl zu einem „Ort für Beheimatung und Sendung“ werden. Denn Menschen erfahren sich in einer kleineren Gemeinschaft, die sich der Solidarität der anderen gewiss sein kann und sich auf deren Hilfe - wenn nötig - verlassen kann. Ihrerseits trägt sie in Solidarität mit den anderen ihren Teil zu dem größeren Ganzen, der Pfarrei, bei. Es wird sich ein Geben und Nehmen entwickeln, das mehr eröffnet als jede einzelne Gemeinschaft für sich je eröffnen kann.

Anmerkung:

¹ Ursula Nothelle-Wildfeuer, Die Sozialprinzipien der Katholischen Soziallehre, in: Anton Rauscher (Hg.), Handbuch der Katholischen Soziallehre. Berlin 2008, S. 143-163.

Lernen und leiten in einer Kirche der Beteiligung

„Jesus Christus – und nicht die Kirche als solche – ist das Licht der Völker... Diese Sicht von Kirche stellt eine enorme Entlastung und eine große Chance dar.“¹ Mit diesen Worten ermutigen die deutschen Bischöfe in ihrem Dokument „Gemeinsam Kirche sein“ zu einer Erneuerung der Pastoral aus dem Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils. Alle Verantwortlichen sind eingeladen, Kirche an vielfältigen Orten in ihren konkreten Ausprägungen weiterzuentwickeln, statt sie in einer bestimmten Form zu konservieren. Dabei setzen die Bischöfe auf ein erneuertes christliches Selbstbewusstsein, „dass alle Getauften berufen sind, Kirche zu sein und sich verantwortlich an ihrer Sendung zu beteiligen“ (GKS 13). Bestärkt durch diese Impulse nimmt im Bistum Osnabrück der Weg zu einer *Kirche der Beteiligung* konkrete Gestalt an. Menschen in Gemeinden, Einrichtungen, Verbänden und Gremien unseres Bistums gestalten mit ihren Ideen, Erfahrungen und Charismen diesen Prozess mit. Es ist ein spannender Weg, zu dem ein wertschätzendes Miteinander, intensive Dialoge und gemeinsames Lernen gehören. Dabei spielt die Frage nach den Haltungen eine zentrale Rolle.² Hören, Vertrauen, voneinander lernen, Experimentierfreude, die Bereitschaft, neue Wege zu gehen und von Irrwegen umzukehren – das sind wesentliche Voraussetzungen, die Entwicklung ermöglichen. Gewiss geht es auch um die Frage nach den heute angemessenen Sozialformen des Glaubens. Die zentrale Herausforderung besteht jedoch darin, eine Kultur der Beteiligung weiter zu entwickeln.

Mit den Menschen mitgehen, an ihren Sorgen und Freuden teilnehmen, die Nacht mit ihnen zusammen aushalten, an die Peripherien gehen – so beschreibt Papst Franziskus seinen Kirchentraum und bietet uns damit entscheidende Impulse für den Weg einer (sich) beteiligenden Kirche.³ Als Beziehungsgeschehen umfasst Beteiligung immer beides – das Teilnehmen und das Teilgeben.

Grundlegend für den Weg zu einer *Kirche der Beteiligung* ist die gemeinsame Verständigung über die (Zukunfts-)Bilder von Kirche, die uns leiten. Wie können wir die Botschaft des Evangeliums neu entdecken und anbieten? Wohin wollen wir Kirche entwickeln? Wie sieht für uns ein realistischer Weg in die Zukunft aus – auch angesichts unserer personellen Ressourcen? Wie gestalten wir eine „lebensdienliche Kirche“ (J. Wanke), die Gott und den Menschen nahe ist und fragt: Welche Freude und Hoffnung, Trauer und Angst bewegen die Menschen? Was ist unser Auftrag als Christen in unserem konkreten Lebensumfeld? Für die Arbeit an diesen Fragen sind die Begegnungen verschiedener Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unseres Bistums mit dem Team des philippinischen Pastoralinstitutes Bukal Ng Tipan besonders inspirierend. Eine der Früchte unseres bisherigen Weges sind sechs „Leitplanken“, die in einem partizipativen Prozess entstanden sind und als Orientierungshilfe für den weiteren Weg im Bistum dienen. Sie benennen wesentliche Grundsätze einer *Kirche der Beteiligung*. Auch wenn darin mehrfach der gemeindliche Kontext angesprochen wird, kann sich der Weg einer *Kirche der Beteiligung* in unterschiedlichen kirchlichen Kontexten und Sozialformen realisieren.

1. Leitplanken

a) Von der Taufe ausgehend – Viele beteiligen

Durch die Taufe haben alle Christinnen und Christen teil am priesterlichen, kö-

niglichen und prophetischen Dienst Jesu Christi. Deshalb sind alle Getauften und Gefirmten auch prinzipiell Träger von Gemeinde- und Kirchenentwicklungsprozessen. Gemeinsam ein (Zukunfts-)Bild von Kirche vor Ort zu entwickeln und dabei Wahrnehmungen, Vorstellungen und Wünsche der Beteiligten einzubeziehen, ist daher geboten. Zukunftsbilder bzw. Visionen sind dann tragfähig, wenn sie von Vielen geteilt werden. Deshalb setzt Kirche der Beteiligung auf Prozesse, an denen möglichst viele beteiligt werden.

„Gemeinsam Kirche sein“ ermutigt ausdrücklich dazu, das Miteinander der verschiedenen Dienste von haupt- und ehrenamtlich Engagierten und das Zueinander von gemeinsamem und besonderen Priestertum zu vertiefen und weiterzuentwickeln.

Auf dieser Grundlage bemühen wir uns in einer *Kirche der Beteiligung* darum, die Charismen der Getauften zu entdecken, zu fördern und zur Geltung zu bringen.

Dabei werden unterschiedliche Grade und Formen der Beteiligung ermöglicht.

b) *Von Gott beschenkt – Charismen wirken lassen*

Es leben viele Menschen in unseren Pfarreien/Pfarreiengemeinschaften, die mit ihren Fähigkeiten und Gaben zu mehr Lebendigkeit und unterschiedlichen Formen von Gemeinschaften in diesem Lebensraum beitragen können. Eine *Kirche der Beteiligung* richtet verstärkt den Fokus auf die Charismen der Menschen und eröffnet Räume, in denen sich die Gaben zeigen und entfalten können.

Im konkreten pastoralen Handeln zeigt sich eine Fülle von Aufgaben, die zu erledigen sind. Viele dieser Aufgaben dienen einem lebendigen Gemeindeleben vor Ort. Daneben lässt sich aber auch wahrnehmen, dass genau diese Aufgabenfülle viele Menschen in unseren Gemeinden überlastet

und atemlos macht. Die Priorisierung von Aufgaben wird zur Herausforderung. In einer Kirche, die sich für die Zukunft ausgerichtet, kann es hilfreich sein, eine bessere Balance zwischen Aufgabenorientierung und Charismenorientierung herzustellen.

Daraus können sich folgende Konkretisierungen ergeben: weit über den bisherigen Kreis der Engagierten in Kirchengemeinden Menschen wahrnehmen und kennenlernen; Menschen auf ihre Charismen hin ansprechen; Aufgaben detaillierter beschreiben, dass Menschen entscheiden können, wo sie sich mit ihren Charismen einbringen wollen; weniger von der Aufgabe sprechen und mehr von dem Dienst, zu dem jemand berufen ist; Mut finden, Aufgaben zu beenden, für die sich nur mit viel Druck oder keine Menschen finden lassen.

c) *Von Vielfalt bereichert – Gemeinschaft ermöglichen, Netzwerke knüpfen*

Innerhalb einer Pfarrei oder Pfarreiengemeinschaft leben verschiedene Gemeinden, in denen wiederum unterschiedliche Gemeinschaften, Gruppen und Initiativen Glauben und Leben gestalten. Eigeninitiative und Verantwortung vor Ort wahrzunehmen und zu unterstützen, entspricht in der Tradition der katholischen Soziallehre dem Subsidiaritätsprinzip. Auch die weltkirchliche Erfahrung bestärkt uns in der Einschätzung, dass lebensnahe Erfahrungsräume notwendig sind, um konkret Kirche zu erleben. Sie ermöglichen Beheimatung, Beziehung und Beteiligung. So wird Kirche mit konkreten Menschen verbunden, deren Zeugnis und Zusammenleben anziehend und überzeugend wirken.

Gleichzeitig ist es wichtig, dass sich die Gemeinschaften, Gruppen und Initiativen nicht selbst genügen, sondern sich gegenseitig im Blick behalten, die gemeinsame Sendung vor Ort verfolgen und jeweils von den Gaben und Stärken der Anderen profitieren. In der Tradition der katholischen Soziallehre entspricht das dem Solidaritätsprinzip.⁴

Auf der Ebene der Pfarreiengemeinschaft oder neuen Pfarrei sind gute Formen der Zusammenarbeit entwickelt worden. Eine *Kirche der Beteiligung* fördert das Denken für das Ganze und die Vernetzung der Gemeinden mit unterschiedlichen lebensrelevanten Orten, wie z.B. Kindertagesstätten, sozialen Einrichtungen und Schulen. Sie sorgt für eine gute Balance von Subsidiarität und Solidarität, damit die „Gemeinschaft von Gemeinschaften“ als lebendiges Netzwerk wächst (vgl. GKS 51).

d) *Von Gottes Geist geleitet – Verantwortung teilen*

Leitung begegnet uns in der Kirche in vielfältigen Ausprägungen und sie profitiert von der gemeinsam wahrgenommenen Verantwortung in Teams. „In einer Kirche, die sich zur Gemeinschaft berufen weiß, kann Leitung letztlich auch nur gemeinschaftlich wahrgenommen werden [...] Konkret kann eine gemeinschaftliche Leitung durch ein Team geschehen. Solche Teams werden für die Pastoral der Kirche immer wichtiger“ (GKS 48).

Entscheidend ist dabei die Arbeit an den Rollenveränderungen und den Haltungen. In gemeinsamen Lernprozessen von haupt- und ehrenamtlichen Verantwortungsträgern werden diese miteinander eingeübt. Die Haltung einer ermöglichenden Leitung zeigt sich darin, dass sie Menschen inspiriert, partizipative Prozesse und Strukturen fördert, Eigeninitiative weckt und dem Zeugnis der Getauften dient.

e) *Von Jesus gesandt – unseren Auftrag vor Ort leben*

Gemeinsam mit den Menschen in den Dörfern und Stadtteilen fragen wir, was der Auftrag (die Sendung) der Christen im konkreten Lebensumfeld ist. Welche Hoffnungen und Ängste bewegen die Menschen? Was ist unser Beitrag zur Weltgestaltung an diesem Ort? Wie können wir

auch mit gesellschaftlichen Initiativen und Institutionen kooperieren, z.B. in der Unterstützung von Familien und Menschen in sozialen Notlagen, in der Begleitung von Trauernden und im Einsatz für Flüchtlinge?

Damit knüpft *Kirche der Beteiligung* an den pastoralen Grundauftrag der Christen an, wie er im Zweiten Vatikanischen Konzil formuliert wurde:

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.

Ist doch ihre eigene Gemeinschaft aus Menschen gebildet, die, in Christus geeint, vom Heiligen Geist auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters geleitet werden und eine Heilsbotschaft empfangen haben, die allen auszurichten ist.

Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden“ (Pastoral-konstitution Gaudium es spes 1).

f) *Vom Wort Gottes inspiriert – Glauben und Leben zusammenbringen*

Für unseren Weg in die Zukunft wird es darauf ankommen, dass wir neu hören lernen, „was der Geist den Gemeinden sagt“ (Offb 2,7). Das Wort Gottes leitet und begleitet uns, wenn wir die Zeichen der Zeit zu deuten versuchen. Im regelmäßigen Umgang mit der Hl. Schrift, bei den verschiedenen Formen des Bibelteilens und in der Feier der Eucharistie, werden wir vertrauter mit Gott und miteinander. Daraus wächst eine neue Freude am Evangelium, die uns ermutigt, Glauben und Leben immer enger zusammenzubringen. Dazu gehört die Einladung, mitten in unserem Alltag das Leben im Licht des Evangeliums zu gestalten.

2. Gemeinsame Lernwege – Rollen neu gestalten

Immer mehr Gruppen, Teams, Gemeinden und Einrichtungen arbeiten mit diesen Leitplanken. Aus dem damit verbundenen Reflexions- und Verständigungsprozess erwachsen neue Perspektiven und Impulse, Fragen und produktive Irritationen, die jeweils weiterführen und Entwicklung fördern.

Aus der Organisationsentwicklung ist bekannt, dass neben der Strategie und den daraus folgenden Strukturen die Kultur eine entscheidende Rolle in Veränderungsprozessen spielt. Zur Kultur gehört die Pflege der Kommunikation genauso wie die Einübung der damit verbundenen Haltungen. In den „Werkstätten Kirche der Beteiligung“ bieten wir seitens des Bistums Teams von ehrenamtlich- und hauptamtlich Engagierten ein Laboratorium des Experimentierens und gemeinsamen Lernens an. Dabei tritt die Unterscheidung zwischen Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen in den Hintergrund, die gemeinsame Berufung und Sendung aus Taufe und Firmung in den Vordergrund. Für die Hauptberuflichen geht es vor allem darum, durch ihren Dienst andere Getaufte zu deren Dienst zu befähigen und neue Wege der Partizipation zu ermöglichen, während die Ehrenamtlichen in eine neue Qualität von Zeugnis und Verantwortung hineinwachsen. Das führt zugleich in die Tiefe und in die Weite – nicht nur im Teamverständnis, sondern im Taufbewusstsein aller Beteiligten.

3. Franziskus und die Garage oder: Personen und Präsenz

Beziehung und Beteiligung (siehe 3. Leitplanke) setzen die Präsenz von Personen voraus. In dem bekannten Passus eines Interviews berichtet Papst Franziskus davon, wie er Pfarrern vorgeschlagen habe, eine Garage zu mieten. Sie sollten geeignete Laien dorthin schicken, damit diese bei den Leuten sein, Katechese halten und

die Kommunion zu den Menschen bringen könnten.⁵ Ihm ist wichtig, dass die Kirche durch dezentrale Strukturen den Menschen nahe bleibt. Ebenso eindringlich spricht er sich für ein „Anwachsen der Verantwortung der Laien“ aus. Er fordert ein „neues Verständnis der tragenden Rolle eines jeden Getauften“ und betont: Das „Subjekt der Evangelisierung ist weit mehr als eine organische und hierarchische Institution, da es vor allem ein Volk auf dem Weg zu Gott ist“.⁶ Die Impulse des Papstes bestärken uns in unserem Bistum darin, neue Verantwortungsmodelle in Pfarreien zu erproben.

Anknüpfend an die bewährten Formen gemeinsamer Verantwortung, wie etwa Pastoralteams, synodale Räte und Gremien, sind neue Leitungsmodelle wie z.B. „Pastorale Koordination“ und „Ehrenamtliche Gemeindeteams“ entwickelt worden. Im Modell der „Pastoralen Koordination“ übernehmen hauptamtliche pastorale Mitarbeiter/innen in neuer Weise zusammen mit dem Pfarrer Leitungsaufgaben in einer Pfarreiengemeinschaft oder Pfarrei. Auf Zukunft hin wird an einzelnen Orten die Beteiligung von pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und ggf. auch Diakonen an der Leitung einer Pfarreiengemeinschaft/Pfarrei noch ausgeweitet werden. Das Kirchenrecht eröffnet dafür mit can. 517§2 CIC einen Gestaltungsraum. Um weiterhin eine den Menschen zugewandte Seelsorge zu ermöglichen, sollen die pastoralen Räume in der Regel nicht noch größer werden. Dies verlangt neue Leitungsmodelle, mit denen Leitung durch Personen mit und ohne Weihe gewährleistet bleibt, auch wenn eine Pfarreiengemeinschaft nicht mehr von einem Pfarrer geleitet wird.⁷

4. Ehrenamtliche Gemeindeteams

Im Modell „Ehrenamtliche Gemeindeteams“ übernehmen Frauen und Männer als Team gemeinsam Leitungsverantwortung für ihre Gemeinde, die Teil eines größeren pastoralen Raumes, z.B. einer Pfarreienge-

meinschaft, ist. Dazu werden engagierte Gemeindemitglieder auf dem Fundament ihrer Taufe und Firmung als Bezugspersonen für ihre Gemeinde beauftragt. Ein solches Modell entsteht innerhalb eines längeren partizipativen Prozesses. Möglichst viele Personen aus den betroffenen Pfarreien sind daran zu beteiligen. Es kann nicht um ein Konzept gehen, das eine Diözese „von oben verordnet“. Vielmehr müssen mit den Verantwortlichen vor Ort passende Formen gefunden werden, die der Situation in den Gemeinden gerecht werden. Zurzeit wird in einigen Projektpfarreien des Bistums Osnabrück ein solches Modell erprobt. Im Mittelpunkt steht ein geistlicher Prozess auf der Grundlage eines vertieften Umgangs mit dem Wort Gottes, zu dem eine „Kultur des Rufens“ gehört: Welche Personen bringen welche Charismen mit? Wer ist mit Erfahrung und Akzeptanz vor Ort ausgestattet, um eine besonders verantwortliche Rolle übernehmen zu können? Den vorhandenen Gremien, wie z.B. den Pfarrgemeinderäten und den Pfarrern und Pastoralteams, kommt in dieser Phase des Unterscheidens eine entscheidende Rolle zu. Sie sind maßgeblich an der Entscheidung für ein solches Modell in ihrer Pfarreiengemeinschaft beteiligt und engagieren sich etwa bei der Auswahl von Personen, die auf den Dienst im Gemeindeteam angesprochen und zu einem gemeinsamen Klärungsweg eingeladen werden. Konkurrenzen und Doppelstrukturen sollen vermieden werden. Hierin liegt eine besondere Herausforderung. Wichtig ist das Zusammenspiel verschiedener Verantwortungsstrukturen und -personen. Dazu gehört eine gute Verzahnung zwischen Pfarrgemeinderat, Gemeindeteam und Pastoralteam. Ein solches Modell bietet sich z.B. in einer Pfarreiengemeinschaft mit drei, vier oder mehr Pfarreien an, in der es einen gemeinsamen Pfarrgemeinderat auf der Gesamtebene der Pfarreiengemeinschaft gibt. Vor Ort, in den einzelnen Gemeinden, nehmen die „Gemeindeteams“ Verantwortung wahr. Die ca. vier bis sechs Frauen und Männer erhalten eine bischöf-

liche Beauftragung für drei Jahre und übernehmen Anwaltschaften für die gemeindlichen Grunddienste Verkündigung, Liturgie, Diakonie und Koinonie.

Das Gemeindeteam achtet darauf, „was der Geist der Gemeinde sagt“, identifiziert Bedarfslagen und initiiert Prozesse in möglichst partizipativer Weise. Dabei spielt das Hören eine zentrale Rolle. Die Teammitglieder versuchen, darauf zu hören, was die Menschen im Lebensraum bewegt. Und sie hören gemeinsam regelmäßig auf das Wort Gottes, z.B. in der Form des Bibelteilens. So sind sie präsent als Personen, die an ihrem Ort dem Evangelium ein Gesicht geben.

Mitglieder eines Gemeindeteams sind Kundschafter, die „an die Ränder“ gehen. Sie übernehmen Verantwortung, z.B. in der Katechese oder im caritativen Bereich. Dabei arbeiten sie als Netzwerker daran, Menschen aus verschiedenen Bereichen zusammenzubringen.

„Ich finde es sehr attraktiv, nicht tatenlos die Abbrüche in unserer Kirche zu beobachten, sondern freue mich, dass ich aktiv diesen Veränderungsprozess mitgestalten kann. Ich möchte selber etwas in dieser Kirche bewegen und habe die Möglichkeit der Beauftragung zum Dienst im Gemeindeteam als Chance dazu ergriffen.“ So beschreibt ein Landwirt seine Motivation, im Gemeindeteam mitzuwirken.

Die Diözese schreibt einer Pfarrei/Pfarreiengemeinschaft nicht eines der hier genannten Modelle vor. *Kirche der Beteiligung* zielt darauf, Modelle gemeinsamer Verantwortung zu entwickeln, die für den jeweiligen Kontext angemessen und passend sind. Das hat zur Konsequenz, dass auch die auf der Bistumsebene handelnden Personen sich in diesen Prozessen als Lernende verstehen. Ein Konzeptvorschlag kann sich als unpassend erweisen, eine passende Lösung muss gemeinsam mit den Beteiligten vor Ort gefunden werden.

5. Leiten in gemeinsamer Verantwortung

Die Priorin einer Benediktinerinnenabtei berichtete kürzlich, wie sich die Ausübung von Leitung in ihrem Kloster signifikant gewandelt habe. Der Äbtissin stehe es zwar weiterhin zu, in allen wesentlichen Fragen alleine zu entscheiden. Sie nehme das Entscheiden und Leiten aber konsequent im Team wahr. Ihr sei es wichtig, alle Themen im Leitungsgremium der Abtei zu beraten und alle Mitglieder des Gremiums an den Entscheidungen zu beteiligen. Wesentlich dafür sei die Haltung des Hörens: Hören auf die Wirklichkeit, Hören auf die Stimme der anderen im Leitungsgremium, Hören auf die eigene innere Stimme, Hören auf die Signale Gottes.

Kultur und Formen der Leitung sind offensichtlich vielerorts im Wandel. Und der Wandel in verschiedenen kirchlichen Kontexten zeigt sich nicht zuletzt daran, wie Leitung wahrgenommen wird.

Leiten in der Kirche bedeutet immer „Mit-leiten“. „Leiten ist letztlich ein ‚Mit-leiten‘ mit dem einzigen Herrn der Geschichte: Mt 28,20 hat kein Ablaufdatum, ein Amt sehr wohl.“⁸ Hierin liegt das theologische Fundament für ein kooperatives und geistliches Leiten, das Konsensfindungen auf dem Wege geistlicher Unterscheidung und Entscheidung fördert.⁹

Eine Leitungsperson braucht potestas, um Ziele erreichen und Maßnahmen umsetzen zu können. Zugleich ist sie angewiesen auf auctoritas. Ihre Autorität wächst mit einem beteiligenden und ermöglichenden Führungsstil, der die „Verantwortung für Steuerung im Gegenüber“¹⁰ nicht aus-, sondern einschließt. Die moderne Führungsforschung bestätigt den Teamgedanken. Die aktuellen komplexen Herausforderungen verlangen „eine angemessen differenzierte Form von Führung“. „Die geforderten Führungsaufgaben können nur im Miteinander unterschiedlich profilierter Führungsrollen bewältigt werden (vgl. 1 Kor 12).“¹¹

Menschen in einer *Kirche der Beteiligung* vertrauen darauf, dass Gottes Geist „viel mehr wirkt, als wir erbitten oder uns ausdenken können“ (Eph 3,20). Sie setzen auf eine Kultur der Möglichkeiten und entdecken neue Perspektiven für die Pastoral. Staunend können sie erleben, wie Energien freigesetzt werden und Neues, Ungeahntes wächst.

Anmerkungen:

- ¹ Die deutschen Bischöfe, *Gemeinsam Kirche sein*. Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral (Arbeitshilfen Nr. 100). Bonn 2015, 11 (abgekürzt: GKS).
- ² Hierin sehe ich eine deutliche Übereinstimmung mit Ausführungen von Martin Wrasmann in seinem Beitrag für dieses Heft.
- ³ Vgl. dazu Papst Franziskus, *Evangelii Gaudium* 46f. und das Interview von Antonio Spadaro SJ mit Papst Franziskus (August 2013).
- ⁴ Vgl. auch die Ausführungen von Uta Raabe zu diesen Grundprinzipien der Katholischen Soziallehre in diesem Heft.
- ⁵ Papst Franziskus, *Mein Leben – mein Weg*. Freiburg 2013, 85.
- ⁶ Papst Franziskus, *Ansprache vor dem CELAM* anlässlich des Weltjugendtages 2013 in Brasilien und *Evangelii Gaudium*, 120.111.
- ⁷ Vgl. ausführlicher dazu das Interview mit Bischof Franz-Josef Bode: „Die Formen des Priesterseins erweitern“, in *Kirchenbote* Nr. 22, 4.6.2017, 12f (www.kirchenbote.de)
- ⁸ R. A. Siebenrock, *Leiten als Mit-leiten*. Systematische Überlegungen zum Leitungsamt in der römisch-katholischen Kirche, in: J. Panhofer/M. Scharer/R.Siebenrock (Hg.), *Erlöstes Leiten*. Eine kommunikativ-theologische Intervention. Ostfildern 2008, 199–213, hier: 203.
- ⁹ Vgl. dazu den wichtigen Beitrag von G. Lauscher, *Geistlich leiten*, in: *Pbl* 69 (2017), 163–169.
- ¹⁰ V. Dessoy, *Partizipation und Leitung in der Kirche*, in: E. Kröger (Hg.), *Wie lernt Kirche Partizipation? – Theologische Reflexion und praktische Erfahrung*. Würzburg 2016, 71–90, hier: 84.
- ¹¹ V. Dessoy, 85. Dessoy veranschaulicht seine These mit der möglichen Zusammensetzung eines Pastoralteams: klassische Seelsorgerin, innovativer Gemeindegroßwärtler, Ehrenamtsbegleiterin, Leitung, Verwaltungsexperte ...

Lust auf Sinn

Entdeckungsreisen ins Leben

Die Idee

Im Dialogprozess des Bistums Essen wurde immer wieder der Wunsch nach neuen Wegen in der Erwachsenen Katechese geäußert. Sie sollten nicht sein wie die klassischen Kurse, die ihren Ausgang vom Glaubenswissen der Kirche nehmen. Gewünscht war vielmehr eine eher verkündigende Ausrichtung missionarischer Pastoral im Sinne eines Angebots oder Vorschlags. Die Teilnahme sollte niederschwellig möglich sein und nicht für mehrere Abende auf einmal verbindlich. Daraus ist ein Projekt entstanden, das sich der Perspektive des Zukunftsbildes unseres Bistums verpflichtet weiß. Es wird getragen von den Referaten für missionarische Pastoral sowie Sakramente und Katechese in Zusammenarbeit mit dem örtlichen Bildungswerk und örtlichen pastoralen Mitarbeiter(inne)n.

Die Grundidee des Projektes unterstützt das Thema der „Vielfalt“, weil es das Thema „Glaube“ auf anderen Wegen als den gewohnten präsentiert. Es geht vom Sendungsgedanken aus und ist den Menschen nah, weil es den Lebensraum der Gemeinde und seiner Gebäude verlässt. Berührung soll es in beide Richtungen geben. Wir sind Berührte, die davon Zeugnis geben und andere einladen, in ihrem Leben vorhandene Berührungen durch Gott zu entdecken. Wir sind eingeladen, Gottes Spuren in unserem Leben und unserer Gesellschaft neu zu entdecken. Dies setzt eine Wachheit denen gegenüber voraus, denen wir begegnen. Und nicht zuletzt hilft dieses Projekt uns als Kirche, neu zu lernen, wie wir mit modernen Menschen in einen lustvollen und

nicht moralinen Kontakt auf unserer Sinn-suche kommen.

Einen anderen als den gemeindlichen Ort aufzusuchen gehörte zum Grundgedanken dieses Projektes. Finden wir Gott auch außerhalb unserer gewohnten Kirchtürme? Die qualitative Andersheit der Orte zu entdecken und wertzuschätzen sollte unsere Lust besonders wecken. Zielgruppe sind für uns Menschen um die 30+, deren Leben sich gefestigt hat und die jetzt neu auf der Suche nach Sinn sind, ohne sich fest binden zu wollen.

Inspiriert von der Idee und den Erfahrungen mit dem ersten Durchlauf des Projekts „Lust auf Sinn“ im Bistum Essen machte sich im Frühjahr 2015 auch im Bistum Aachen eine kleine Gruppe von pastoralen Mitarbeiter(inne)n verschiedener kirchlicher Einrichtungen – dem Büro der Regionaldekane und dem Regionalen Pastoralrat Aachen-Stadt, der Fachstelle für Exerzitienarbeit, der Katholischen Glaubensorientierung und dem Fachbereich Verkündigung im Bischöflichen Generalvikariat – daran, geeignete Orte und Kooperationspartner(innen) zu finden, die es „suchenden“ aber nicht unbedingt kirchlich sozialisierten Menschen im Alter zwischen 30 und 50 – so die grobe Definition der Zielgruppe – ermöglichen sollten, auf exklusive Weise intensive Sinneserfahrungen zu machen und so ein „Leben in Fülle“ als Kernbotschaft des Christentums erahnen und genießen zu lassen. Schnell stand fest: Die Veranstaltungsreihe sollte von Februar bis Mai 2016 in der Aachener Innenstadt stattfinden, die jeweiligen Orte mit dem ÖPNV gut erreichbar sein, und – besonders wichtig: das Projekt sollte auch denen, die an der Vorbereitung beteiligt waren, „Lust“ und Spaß machen!

Vorüberlegungen

... im Bistum Essen

Zuerst hatten wir versucht, über Plakate in der Stadt und Citycards Leute aus der

Stadt anzusprechen, die keine Beziehung zur Kirche haben. Aber wir mussten schnell lernen, dass wir auch mit diesem Angebot nicht so ansprechend rüberkommen, dass unsere Veranstaltung attraktiv genug für einen Besuch erscheinen. Stattdessen erreichen wir über unsere Gemeinden und Bildungswerke sowie Zeitungsartikel Christen, die aus dem näheren oder weiteren Gemeindefeld kommen. Sie sind interessiert an neuen Zugängen zum Glauben, kommen öfter und bringen auch andere mit. Hinzu kommen oft auch völlig Kirchenferne, die eine Beziehung zu dem Ort und den Menschen dort haben.

Das Konzept will eine offene Begegnung initiieren. Dazu gibt es fünf Abende zu fünf Sinnen an fünf Orten in einer Stadt. Die Treffen sind in ihrer Struktur ähnlich und können von den Teilnehmenden auch einzeln besucht werden. Die Anmeldung läuft über das Internet und das Dezernat Pastoral. Die Teilnehmerlisten vor Ort werden vom Bildungswerk gestellt. Unsere ursprüngliche Idee, nach dem fünften Treffen einen sechsten Termin mit einem besonderen Gottesdienst anzubieten, haben wir mangels Interesse fallen gelassen. An jedem Abend steht die sinnliche Erfahrung am Anfang, die von einem Experten/einer Expertin begleitet wird. In einer zweiten Runde geht es um Wahrnehmung im übertragenen Sinn (ich kann dich nicht riechen) und auch im religiösen („Ihr seid der Wohlgeruch Gottes“).

... im Bistum Aachen

Auch in Aachen wurden den fünf Sinnen fünf Erlebnisräume zugeordnet, die möglichst nichts mit „Kirche“ zu tun haben sollten, zum Teil irritierten, in jedem Fall aber Neugier weckten. Bei der „Regieplanung“ für die einzelnen Veranstaltungen waren folgende pastoraltheologische Prinzipien leitend:

1. Jede Veranstaltung soll den Spannungsbogen „Sinn – Sinnlichkeit“ bzw.

„Sinneswahrnehmung“ eröffnen. 2. Jede Veranstaltung soll (nur) einen Gedanken bzw. Schlüsselbegriff thematisieren (beim Hören z. B. den Gedanken der Resonanz). Weniger ist mehr! 3. Die Teilnehmer/innen sollen angeregt werden, die sinnliche Wahrnehmung – Resonanz, Berührung, Genuss, etc. – auf ihr Leben zu übertragen. Ob, wie und wann das passiert, muss nicht mitgeteilt werden. 4. Die Kirche als veranstaltende Organisation soll durch die Vorbereitungsgruppe erkennbar und ansprechbar sein. Der biblische Text bringt Gott als Sinngabe ins Spiel. Eine spirituelle Erfahrung kann passieren, muss aber nicht erzählt werden. 5. Die Veranstalter wollen kein bestimmtes vordefiniertes Ergebnis erreichen. Schön wäre, wenn die Teilnehmer feststellen würden: Kirche kann auch anders sein, als wir sie bisher kennengelernt haben!

Was ist nun im Bistum Essen geschehen?

*Und über uns nur die Sterne ...
Lust auf Sehen im Planetarium Bochum
(2014)*

Die Kooperation mit Frau Prof. Hüttemeister (Leiterin des Planetariums) und Helmut Schüttemeier (Mitarbeiter im Planetarium Bochum) war sehr gut und unkompliziert. An dem Abend hat uns die hohe Teilnehmerzahl überrascht, da nur ca. 16 Personen angemeldet waren, aber 50 gekommen sind. Viele waren über das Monatsprogramm des Planetariums gekommen, nicht wenige, weil sie eine Jahreskarte hatten. Die meisten konnten sich unter dem Abend konkret nichts vorstellen, waren aber sehr positiv überrascht, nicht zuletzt über den Austausch und den „frommen“ Abschluss, die ja sonst nicht so zum Programm gehören.

Der Empfang mit einem freundlichen Wort und Getränken hat die Atmosphäre sehr positiv beeinflusst. Die Sternenreise

und der freie, gut verständliche Vortrag von Frau Prof. Hüttemeister waren sehr informativ und gleichzeitig sehr bewegend. Sie hat schon viele Brücken geschlagen von dem, was wir wissen/sehen können, hin zu dem, was wir nicht wissen/sehen können. Uns „kleine Menschen“ vor dem unendlichen All zu sehen, hat die meisten Teilnehmenden auch emotional sehr berührt.

Bei dem kurzen Podiumsgespräch, waren alle im Wesentlichen mit diesen Emotionen beschäftigt. Wir haben den Link angeboten zu einer Giveaway-Postkarte und dem Impuls: „Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war brillant -- wo kann ich die Sichtweise Gottes in meinem Leben teilen/nicht teilen?“

Dann gab es das Angebot zu Gesprächen bei Saft und Käse im Umgang. Dieses Angebot wurde sehr intensiv genutzt. Es gab Gespräche zu Naturwissenschaft und Religion mit Physiklehrern, zu „Wie selbstbewusst sollte Religion auftreten?“ mit Menschen, die sich zu einer Freikirche hingezogen fühlen, zum Impuls der Karte und viele andere, die sich meist auf das Erlebte des Abends bezogen.

Zum Schluss hörten wir Musik von Arvo Pärt unter der Kuppel und rundeten den Abend mit dem aus dem Off gesprochenen Aaronitischen Segen ab.

*„Sie betreten nun heiligen Boden ...“
Lust auf Fühlen in der Arena auf Schalke
(2015)*

Mit dieser Vorwarnung begibt sich unsere Gruppe auf spannendes Terrain. Ein Stadion soll erfühlt und erkundet werden, das einer Mannschaft Heimat gibt, die zu den ältesten Fußballmannschaften Deutschlands gehört. Schalke 04 öffnet für uns die Tore und lässt Einblicke in Räume zu, die der Öffentlichkeit in der Regel verschlossen sind. Pfarrer Ernst-Martin Barth, seit einiger Zeit zuständig für Führungen in

der Arena, führt uns kundig an alle Orte. Man spürt ihm an, dass sein Herz für Schalke schlägt. Und auch seine Profession als evangelischer Pfarrer hält er nicht zurück, denn die Frage, ob Schalke sogar „Religion“ sei, begleitet uns auf dem kompletten Rundgang. Bereits an der Tausend-Freunde-Mauer ahnen wir, dass Schalcker sich als eine große Familie fühlen und in großer Verantwortung die lange Geschichte des Vereins reflektieren. Beim Abstieg in die Katakomben des Stadions wird deutlich, dass zum einen alles darauf ausgelegt ist, den Spielern zu ermöglichen, die bestmögliche Leistung zu erbringen, zum anderen aber auch die Beziehung zu den Fans und Zuschauern im Stadion eine große Rolle spielt. So können die Zuschauer den Spielern zum Beispiel über eine Twitterwand letzte aufmunternde Worte vor dem Spiel in die Kabine twittern und so medial versuchen, sich mit den Spielern zu verbinden. In der Kabine haben wir dann lange über die Frage diskutiert, ob die Erfahrungen der Zuschauer während eines Spiels in die Nähe einer möglichen „Tanzendenzerfahrung“ gerückt werden könnten. Kommt das Gefühl auf, dass ich mit etwas in Berührung komme, dass größer ist als ich und das wir „Gott“ nennen könnten?

Wir waren uns nicht einig, konnten uns aber darauf verständigen zu sagen, dass das, was im Umfeld eines solchen sportlichen Großereignisses abläuft, Gefühle wecken kann, die einen religiösen Beigeschmack bekommen können. Aber da von Gott reden?

Der letzte Gang führte uns dann in die Kapelle auf Schalke - ein Raum, der in den Stadien dieser Welt relativ einmalig ist. Pfarrer Barth berichtete, welche Vielfalt an Gottesdiensten er an diesem Ort erlebt hat, und wir tauschten uns darüber aus, wie dieser Ort unsere Frage nach Gott noch einmal anders provozieren könne. Wenn in der Arena nur die Leistung gilt, befinden wir uns hier an einer Stelle, an der die Schwachen ihren Platz haben. Dass auf Schalke auch eine solche Erfahrung mög-

lich ist, hatte für uns etwas sehr Berührendes. In einer Familie muss eben alles sein dürfen – das Große und das Kleine sowie das Starke und das Schwache.

Hören in der b.a.r. des Theaters (Oberhausen 2017)

Ein Abend im Theater Oberhausen. Und hier an einem besonderen Ort innerhalb des Theaters. Die b.a.r. öffnete die Türen für ein intensives Hör-Stück, das die Schauspielerin Anna Polke mit Menschen aus dem Lust-auf-Sinn-Team und einigen Personen aus einem Kreis, der mit ihr regelmäßig kleinere Stücke einstudiert, vorbereitet hatte.

Um es vorweg zu sagen: Ich fand es sehr hörensenswert!

Eine erste Soundcollage entführte uns in ein Unwetter, imaginiert mit Hilfe einer Ocean-Drum, einem afrikanischen Regenschirm und einem theatralischen Donnerblech. Dann folgte ein Lied über ein „Hörendes Herz“, das die Teilnehmer(innen) am Ende des Abends auch noch einmal zusammen singen durften. Goethes Zauberlehrling, eine Szene aus der Unendlichen Geschichte, ein sehr instruktives Gespräch mit dem Tontechniker des Theaters sowie eine Szene des immer wieder treffsicheren Lorient rundeten die erste Hälfte ab.

Im gemeinsamen Gespräch wurde schnell klar, wie unterschiedlich die Hör-Eindrücke waren und wie assoziationsreich die jeweiligen Darbietungen.

Das anschließende Lied „Sound of silence“ entführte manchen in lange zurück liegende Tage. Das Hören weckte Erinnerungen an unterschiedlichste Erfahrungen aus jungen Jahren. Eine weitere Szene von Lorient und Michael Endes Reflektionen über Moses Hör-Künste vertieften das Thema.

In einem zweiten Austausch dachten die Teilnehmer(innen) darüber nach, inwiefern

sich im Hören eine tiefere Ebene offenbart. Ich kann jemanden „überhören“, ich kann jemandem mein „Ohr leihen“ und ich kann versuchen, Gott in der Welt zu „hören“. Kann ich ihn auch „überhören“? Wie wird Gott überhaupt „hörbar“?

Jeder Abend ist anders

Wie vom Setting schon zu erwarten war, lief jeder Abend anders. Bilder und teilweise auch Erinnerungen an diese und andere Essener Abende finden sich unter www.lust-auf-sinn.de. Eine besondere Herausforderung bleibt am Ende des Abends die Frage nach einer religiösen Dimension des Erlebten. Manchmal haben wir diese Frage sehr direkt gestellt, manchmal hat sie sich stärker für die einzelnen Teilnehmer(innen) des Abends gestellt. Was sich dann entwickelt, hängt auch davon ab, was die Teilnehmenden von sich mit einbringen. An dieser Stelle ist es jedenfalls kein Bildungsvortrag. Verschiedene Perspektiven kommen zur Sprache und die Deutungshoheit des Erlebten bleibt bei den Teilnehmenden.

Erfahrungen im Bistum Aachen

Das Gefühl der Leichtigkeit und Unbeschwertheit, mit dem die Vorbereitungsgruppe an die Arbeit ging, fand sich in einem bunten Leporello wieder, mit dem nicht nur in kirchlichen Einrichtungen, wie Pfarrbüchereien und Bildungsforen, sondern auch in allen Sparkassenfilialen in der Stadt Aachen, in Cafés und Kneipen, für die Veranstaltungen geworben wurde. Der erste Abend unter der Überschrift „*Ganz Ohr sein*“ begann mit dem eindrucksvollen Vortrag einer Professorin für Medizinische Akustik der RWTH Aachen in der Domsingschule und endete mit einem fulminanten Orgelkonzert im nur von Kerzen beleuchteten Aachener Dom. Alle anderen Veranstaltungen fanden in „weltlicher“ Umgebung statt, in Ladenlokal und Werkstatt

einer Modistin, die die Teilnehmer/innen verschiedene Materialien be- und erfüllen ließ und einlud, ihre handgefertigten Hüte zu probieren (*„Vom Greifen zum Begreifen – mit den Händen ertasten, was mich behütet“*). In einem von behinderten und nicht behinderten Menschen geführten Bistro, in dem alle Gäste an einem großen Tisch bewirtet wurden und herausschmecken durften, welche regionalen Produkte der Saison sich in den liebevoll angerichteten Speisen versteckten (*„Geschmack ist das Taktgefühl des Geistes“*). In einem Geschäft für Naturkosmetik, wo geschnuppert und geschwärmt wurde (*„In Herzenssachen – geht jeder seiner Nase nach“*). Im Das Da Theater, wo es unter dem Motto *„Zum Sehen geboren – zum Schauen bestellt“* Einblicke hinter die Kulissen der Schauspielerei gab und Sehen geübt wurde. Und schließlich, verbunden mit der Frage *„Lust auf Mehr ...?“*, am letzten Abend im Café KuKuk – Kunst und Kultur am ehemaligen Grenzübergang Köpfchen, von wo aus es zu Fuß über die Grenze nach Belgien ging und die Teilnehmer/innen bei wunderbar warmem Frühlingswetter in der Abendsonne auf einer Waldlichtung eingeladen waren, ihrem 6. Sinn, der Intuition, nachzuspüren. Zu jeder Sinneserfahrung – Hören, Fühlen, Schmecken, Riechen, Sehen – wurde ein biblischer Text ausgewählt, vorgelesen und stehen gelassen bzw. zum Austausch darüber eingeladen.

Nach anfänglichem Zögern erwachte bei den meisten Kooperationspartnern/innen ein gewisser Ehrgeiz, die eigene Arbeit in einem ungewöhnlichen Kontext ansprechend zu präsentieren. Viele entwickelten großes Interesse an dem Projekt und der erstmaligen Zusammenarbeit mit „der Kirche“. Erreicht wurden mit diesem für das Bistum Aachen neuen und ungewöhnlichen Format über neugierige Kolleg(inn)en hinaus auch viele Menschen, die nach eigener Aussage kritisch und sehr bewusst auswählen, wie sie ihre Freizeit verbringen; die auf der Suche nach im weitesten Sinne spirituellen Impulsen, nach Sinn und

Orientierung für ihr Leben sind; die sich von den Angeboten in ihren Pfarreien und Gemeinden, wenn sie sie denn überhaupt kennen oder wahrnehmen, jedoch nicht angesprochen fühlen. Viele wollten „einmal etwas Neues ausprobieren“ und fanden die Kombination von reizvollen Orten und Informationen auf der einen Seite und biblischen Texten, die das Erlebte in einen christlichen Sinnzusammenhang stellten, ohne zu belehren oder zu missionieren, auf der anderen Seite sehr gelungen. Der von der Vorbereitungsgruppe gewünschte Effekt, dass Kirche einmal „anders“ erlebt werden sollte, wurde erreicht. Positiv honorierten die Teilnehmenden außerdem das Bemühen, die Abende insofern ergebnisoffen zu gestalten, als ihnen selbst die Deutungskompetenz für ihr Leben im Licht des christlichen Glaubens bzw. der Bibel überlassen wurde und die Vertreter(innen) der Institution Kirche nicht als „Besserwisser“ oder Glaubenskontrolleure auftraten, sondern als Inspiratoren und glaubwürdige Zeugen und Zeuginnen des Evangeliums wahrgenommen wurden.

Auch die Veranstalter selbst lernten dazu: Das richtige Maß an erklärenden Worten, die angemessene Wortwahl und die eigene Rolle zu finden, die Dynamik eines Abends auf sich zukommen und sich entwickeln zu lassen, den Kooperationspartner(inne)n und den Teilnehmer(inne)n eine eigene Deutungskompetenz zuzutrauen, also „den Geist wehen zu lassen, wo er will“ – diese Herausforderungen wurden insgesamt gut bewältigt, waren aber zunächst ungewohnt und bedurften der fortwährenden Bewusstmachung.

Was lernen wir gemeinsam daraus?

1. Für den „Erfolg“ eines Angebots spielen viele Faktoren – Werbung, Erreichbarkeit/Zeit und Ort, inhaltliche Attraktivität, Relevanz für das Leben der Zielgruppe, Glaubwürdigkeit der Veranstalter – eine Rolle. Wichtig ist aber

auch der „Lustgewinn“ bei Verantwortlichen und Teilnehmern/innen.

2. Kooperationen mit nichtkirchlichen Partner(inne)n zahlen sich aus: Vorurteile werden abgebaut, Brücken in die Lebenswirklichkeit der Zielgruppe können geschlagen, die christliche Botschaft kann neu geerdet werden.
3. Es hat sich bewährt, den Teilnehmer(inne)n auf unterschiedliche Weise sehr eindrücklich und „leibhaftig“ die Erfahrung nahe zu bringen, dass konkretes sinnliches Erleben und damit ihr Leben als Ganzes auf der einen Seite und Glauben bzw. die christliche Botschaft auf der anderen Seite etwas miteinander zu tun haben können. Die Tatsache, dass viele Teilnehmer(innen) als Reaktion auf das Ende der Reihe nach dem letzten Abend äußerten, „Lust auf mehr“ zu haben und unbedingt wieder zu ähnlichen Formaten eingeladen werden zu wollen, macht deutlich, dass es einen großen Bedarf und bisher zu wenige Angebote gibt, die diese Erfahrung des Verbundenseins von Leben und Glauben ermöglichen.

Leserbriefe

Zu Ludwig Mödl: Zwischen Pfarrer von Ars und Gemeindeleiter (Heft 5/2017, S. 135–142).

Ludwig Mödl beschreibt im ersten Kapitel die Verunsicherung der Priester durch die vielen Fälle sexuellen Missbrauchs auch durch kirchliche Amtsträger. Diese Verunsicherung betrifft sicher nicht nur Priester sondern die meisten Menschen, die beruflich mit Kindern und Jugendlichen arbeiten. Und sie ist aus meiner Sicht auch notwendig, damit die Sensibilität wächst!

Natürlich ist der Anspruch an Priester und Vertreter*innen der Kirche besonders hoch, weil – wie Mödl ja auch schreibt – die Kirche gerade in sexuellen Fragen die höchsten Ansprüche an die Menschen stellt.

Aber Mödl schreibt nur aus der Sicht „von uns Priestern“ und geht fast wortlos über die existentielle Verunsicherung und den Schmerz hinweg, den Betroffene von sexuellem Missbrauch (im Artikel „Opfer“ genannt) erleiden, und meist ihr Leben lang nicht mehr loswerden. Die Verunsicherung, die die Priesterschaft durch das Bekanntwerden der Verbrechen an Kindern durch einige Priester und andere Kirchenleute dürfte im Vergleich dazu ungleich geringer sein.

Natürlich muss die Kirche auch den Beschuldigten gegenüber barmherzig sein, will sie dem Auftrag Jesu gerecht werden. Diese Barmherzigkeit darf aber nicht mit Toleranz gegenüber einem Gewaltverbrechen verwechselt werden. Null Toleranz ist nicht gleich null Barmherzigkeit. Viel eher zeigt sich Barmherzigkeit gegenüber Beschuldigten oder auch erwiesenen Tätern in einer Begleitung vor, während und nach dem Prozess der Aufklärung der Vorwürfe bzw. der Taten, während zugleich der größtmögliche Schutz der Betroffenen durch straf- und/oder dienstrechtliche Maßnahmen gewährt sein muss.

Ich bedauere sehr, dass Ludwig Mödl in seinem Artikel eine so verengte und apologetische Sichtweise auf diese Verbrechen in die Öffentlichkeit bringt.

Ulla Stollenwerk, Köln

In dem Artikel hat mich der Abschnitt „1. Missbrauchsfälle und Verunsicherung“ erschreckt. Er wirkt sehr apologetisch und auf mich verharmlosend. Die Frage nach der Verantwortung und Mitverantwortung von Kirchenleitungen, von Vorgesetzten und Kollegen für Missbrauchsfälle und nach dem jahrzehntelangen systematischen Wegschauern wird nicht gestellt (dazu gibt es inzwischen gute Kinofilme, auch einen katholisch produzierten). „Gott Dank sagt die Statistik, dass mehr als 90 % der Täter verheiratete Männer sind.“ Ich kenne mich nicht in den Statistiken aus. Der Versuch, das Täter-Phänomen innerhalb kirchlicher Einrichtungen damit zu relativieren, schmerzt.

Es gibt einen einzigen (!!)-Satz über die Opfer. Der soll beruhigen: „... sucht man entgegenzukommen, sie zu entschädigen, soweit dies noch möglich ist.“ Das klingt nach Großzügigkeit, dabei ist es eine Pflicht der betreffenden Organisation, sich in die Sicht der Opfer einzufühlen und ihnen soweit möglich zu helfen. Einen Abschnitt über Missbrauch kann man nach all dem Geschehenen und der inzwischen erfolgten Reflexion nicht schreiben, ohne auch die Sicht der Opfer einzunehmen. Das fehlt hier völlig.

Was die Botschaft des Absatzes über die fehlende Ursachenforschung und über die Ideen zu möglichen Ursachen von Prof. Mödl ist, wird mir nicht ganz klar. Doch auch dieser Teil wirkt auf mich eher beschönigend. Vielleicht ist er anders gemeint.

Ich weiß, dass inzwischen in vielen Diözesen auch schon viel in Bezug auf Prävention und das zur Verantwortung-Ziehen von Tätern unternommen wurde. Das ist gut so.

Winfried Semmler-Koddenbrock, Bonn

Literaturdienst

Christian Hennecke/Gabriele Viecens: Der Kirchen Kurs. Wege zu einer Kirche der Beteiligung. Ein Praxisbuch. Würzburg 2016, 165 Seiten, Paperback, 12,90 Euro, ISBN 978-3-429-03910-3.

Durch die unterschiedlichsten Publikationen Christian Henneckes und seine große Präsenz als Referent und Impulsgeber zahlreicher überdiözesanen Veranstaltungen, ist die Idee einer „Lokalen Kirchenentwicklung“ deutschlandweit bekannt geworden. Inzwischen ist „Lokale Kirchenentwicklung“ (wenn auch nicht unbedingt unter diesem Namen) zu einem der zentralen pastoralen Leitbilder vieler deutscher Bistümer geworden. Auch das im vergangenen Jahre erschienene Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral „Gemeinsam Kirche sein“ atmet diesen Geist.

Als Leiter des Fachbereichs Missionarische Seelsorge im Bistum Hildesheim trägt Hennecke die Verantwortung für die bistumsweite Initiierung und Implementierung Lokaler Kirchenentwicklungsprozesse. Unter dem Titel „Der Kirchenkurs. Wege zu einer Kirche der Beteiligung“ hat er nun, gemeinsam mit seiner Mitarbeiterin Gabriele Viecens, ein Kursmodell veröffentlicht, das der Praxis im Bistum Hildesheim entspringt, Interessierte für lokale Kirchenentwicklungsprozesse zu motivieren.

Das Buch besitzt einen ersten konzeptionellen Teil und einen zweiten Teil, der den konkreten Kurs mit den einzelnen Modulen und Methoden vorstellt und dabei wichtige methodische und didaktische Hinweise für Multiplikatoren der Kurse gibt. Ein Anhang mit Methoden zur Evaluation von (geistlich motivierten) Workshops sowie der Darstellung verschiedenartigster Methoden der Bibelarbeit runden das Buch ab.

Für die, die sich bereits anderweitig mit der sogenannten „Lokalen Kirchenentwicklung“ auseinandergesetzt haben, bieten die ersten Kapitel wenig Neues. Hier fassen die Autoren in knapper Weise Gedanken zusammen, die Hennecke bereits vielfach in anderen Publikationen veröffentlicht hat. Doch diese Grundlagen sind wichtig, um die Konzeption des Kurses zu verstehen, der im zweiten Teil vorgestellt wird.

So werden im konzeptionellen Teil markante Meilensteine der Geschichte der Lokalen Kirchengeschichte in Deutschland nachgezeichnet. Dabei wird sehr deutlich, wie eng die Wirkungsgeschichte der Lokale Kirchenentwicklung mit der Biografie Hennekes verknüpft ist. Wesentliche Beiträge zu diesem Konzept verdanken sich ihm. Insbesondere Kontakte Hennekes zur Kirchenpraxis in England (Fresh X), in Frankreich (Poitiers) und auf den Philippinen (Kleine christliche Gemeinden) haben diese Ideenwelt beeinflusst.

Das Konzept der Lokalen Kirchenentwicklung versucht die Volk-Gottes-Theologie des Konzils zu rezipieren. Ziel ist eine Kirche der Beteiligung aller Getauften. Angestrebt werden Entwicklungsprozesse, die von einer Neu-Orientierung am Wort Gottes sowie einer größtmöglichen Partizipation motiviert sind. Lokale Kirchenentwicklung soll zu einer neuen Form des Kircheseins führen. Im Weiteren stellen die Autoren dar, welche ekklesiologischen Implikationen der Lokalen Kirchenentwicklung immanent sind und wo sie in Spannung mit bestehenden theologischen Konzepten bzw. kirchlicher Praxis stehen. Die daraus resultierenden theologischen Herausforderungen in Bezug auf das Kirchen-, Sakraments- und Amtsverständnis werden im Weiteren benannt und herausgearbeitet.

Die Autoren verdeutlichen, dass der Lokalen Kirchenentwicklung ein bestimmter Stil und eine bestimmte Haltung der Akteure wesentlich zu eigen ist. Dies müsse sich auch in einem Kurskonzept wiederfinden lassen, das Lokale Kirchenentwicklung anregen möchte. Ziel der Autoren ist es, dass der von ihnen vorgestellte Kirchenkurs „als Anleitung für einen vielschichtigen Prozess gelesen – und durchgeführt! – wird, in dem das Zusammenspiel aus Schrift, Liturgie, Bewusstseinsbildung und Input Wege für einen gemeinsamen geistlichen Prozess öffnet, der eine Kirche der Beteiligung vor Ort wachsen lässt“ (56).

Der zweite Teil beschreibt dann einen auf einen Zeitraum von drei Tagen angelegten modellhaften Kursverlauf. Eingebettet in methodisch und didaktische Überlegungen wird der Verlauf der einzelnen Arbeitseinheiten bzw. Arbeitsschritte präsentiert. Vorgestellt werden auch die dabei benutzten Medien (Bilder, Texte, Bibelstellen). Auf diese Weise kann mit Hilfe des Buches ein ähnlicher Kurs gut in den eigenen Arbeitskontext transformiert werden.

Die einzelnen inhaltlichen Einheiten lassen eine Grundstruktur erkennen. Eingebettet in (mehr oder weniger kurze) Liturgien wird versucht, Erfahrungsräume bei den Teilnehmern zu öffnen. Diese werden dann miteinander reflektiert. Der Kursleitung kommt es hierbei immer wieder zu, wesentliche Impulse zu setzen. Durch das mystagogische Vorgehen – immer wieder werden die Teilnehmer eingeladen, ihre Erfahrungen im Lichte des Glaubens zu deuten – lässt sich der Kurs auch als Glaubenskurs begreifen. Allerdings zielt der Kurs nicht zentral auf das individuelle Glaubenslernen ab. Angestrebt ist vielmehr ein gemeinsames Entdecken der Relevanz des Glaubens für den jeweiligen Kontext der Kursteilnehmer-Teams. Im Idealfall, so die Intention des Kurses, beginnt hier neue Kirchenbildung, eben Lokale Kirchenentwicklung.

Der Kurs setzt drei thematische Schwerpunkte. In einem ersten Modul wird versucht, die Teilnehmer für die „Kunst des geistlichen Sehens“ (neu) aufmerksam zu machen und sie für die Möglichkeit eines geistlichen Wahrnehmens der Wirklichkeit zu sensibilisieren. Der johanneischen Perikope der Brotvermehrungs-Erzählung (Joh 6,1ff) kommt hier eine zentrale Bedeutung zu.

Im Mittelpunkt des zweiten Moduls stehen 6 Bilder, die mögliche Entwicklungsschritte der Kirche vor Ort darstellen. Die Darstellungen sind angelehnt an Materialien, die das südafrikanische LUMKO-Pastoralinstitut entwickelt hat. Anhand dieser Bilder werden Kirchenerfahrungen der Teilnehmer reflektiert und in den lokalen Erfahrungskontext eingeordnet und weitere mögliche Kirchenentwicklungsschritte kennen gelernt und aufgedeckt.

Das dritte Modul widmet sich der „Vision einer Kirche der Beteiligung“. Mit den Teilnehmern wird erarbeitet, welche Bedeutung einer gemeinsam geteilt Vision zukommt bzw. welche Kraft in einer solchen Vision innewohnen kann. Zudem werden die Teilnehmer in dieser Einheit eingeladen, als lokales Team konkrete nächste Schritte zu planen.

Wer den Kurs mit der hohen Erwartung in die Hand nimmt, hier etwas ganz anderes oder Neues vorzufinden, wird enttäuscht sein. Sowohl die Methoden als auch die Medien sind mehr oder weniger bekannt. Auch die Grundkonzeption erinnert an „Kurse“ wie sie z.B. Paul Michael Zulehner (Ihr sollt mein Volk sein) vor Jahren publiziert und durchgeführt hat. Das macht aber den hier vorgestellten Kurs nicht schlecht. Methodisch und didaktisch ist der Kurs durchdacht. Und so ist es

sehr gut vorstellbar, dass Interessierte mit einem großen Gewinn einen solchen Kurs durchlaufen.

Der Kurs stellt somit *eine* gute Möglichkeit dar, Menschen (ggf. wieder neu) zu motivieren, in ihrem jeweiligen Kontext Kirche zu sein. Fraglich bleibt aber, welche Kraft dieser Form der Kirchenbildung in unserem gesellschaftlichen Kontext inne wohnt. Nachdenklich macht, dass trotz intensiver Bemühung an unterschiedlichen Orten deutschlandweit kein Boom expandierender Kleiner Christlicher Gemeinschaften zu beobachten ist. Auf der Suche nach einer für den Kontext der deutschen Gesellschaft passenden pastoralen Zukunftsoption, braucht es scheinbar weitere Ansatzpunkte, um Lokale Kirchenentwicklung wirksam werden zu lassen.

Frank Reintgen

Judith Rosen/Heinrich Hahn: Arzt – Politiker – Gründer des Missionswerkes missio. Paderborn 2017, 330 Seiten, ISBN 978-3-505-786166, 24,90 Euro.

Biographien zu Personen des 19. Jahrhunderts scheinen im 21. Jahrhundert allenfalls noch von historischem Interesse zu sein und müssen sich der Frage nach der Relevanz im digitalen, säkularen und „postchristlichen“ in Europa stellen. Zwar kann dabei in Deutschland das katholisch-soziale Missionswerk „Missio“ aus Aachen noch auf eine gewisse gesellschaftlich-kirchliche Bekanntheit bauen, doch wird kaum ein Zeitgenosse des 21. Jahrhunderts nach dem Gründer fragen und erst recht nicht nach den älteren Biographien über Dr. med. Heinrich Hahn (1800-1882), u. a. von J. Spillmann (1882) oder F. Baeumker (Ein Apostel im Laienkleide, 1930), greifen. Von daher war es ein erster guter Schritt, eine junge Bonner Historikerin mit einer neuen Biographie zu beauftragen, die dann auch vor Weihnachten 2016 bzw. direkt nach der Verkündigung der päpstlichen Anerkennung des „heroischen Tugendgrades von Heinrich Hahn“ (23.10.2016 Aachener Dom) vorlag.

In seinem Vorwort bringt der emeritierte Aachener Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff das Lebenswerk des Aachener Arztes und Politikers Dr. Hahn auf den Nenner „Erneuerer des kirchlichen Leben durch Gründung des Missionsvereins“, genauer im Jahre 1834 mit dem Franziskus-Xaverius-Verein, der dann im Jahre 1841 auch staatlich anerkannt wurde.

Die neun Hauptkapitel ihrer gut gegliederten und mit einem Dutzend Bildern ausgestatteten Biographie beginnt Judith Rosen unter der Überschrift „Vision und Mission“ (I.) mit vier Kurzkapiteln (für eilige Leser) zur Begegnung mit Heinrich Hahn in Aachen mit „Tradition, Vision und Mission“ (S. 15-24). Dann folgt die ausführliche Biographie mit seiner „Kindheit im Schatten von Aufruhr und Krieg“ (der französischen Besatzungszeit, II.) und dem „sanften und gelehrigen Charakter“ (III.) der Ausbildungszeit in Bonn und Gent, die ihn zu einem „Arzt aus Berufung“ (IV.) und „Badearzt an den heißen Quellen“ (4.7) machten. Dazu kam nach der „ersten Liebe“ (2.11.) die Familiengründung „auf Augenhöhe“ mit Barbara Kämtzeler (+1866) aus einer bekannten Aachener Kaufmannsfamilie, aus der neun Töchter und ein Sohn hervorgingen. Der lebendige Glaube machte Dr. Hahn neben den politischen Aktivitäten u. a. als Mitglied des Aachener Stadtrates zu einem „katholischen Netzwerker“, der u. a. alte und neue Frauenorden für die soziale Fürsorge nach Aachen holte. Des Weiteren schrieb Heinrich Hahn neben medizinischen Fachveröffentlichungen eine fünf-bändige Geschichte der katholischen Missionen (1857-63) und war Abgeordneter für Aachen-Eupen im Preußischen Landtag in Berlin. Zu seinen Lebzeiten und vor dem „Kulturkampf in Preußen“ erhielt Dr. Hahn als Auszeichnungen das Ritterkreuz des Gregoriusordens und die Ehrenmitgliedschaft der Königlichen Akademie der Medizin in Belgien. Seinen „Lebensabend zwischen Krieg und Kultur-kampf“ (IX.) als „Veteran Christi“ wollte und hat Hahn fortgesetzt „unter der Fahnen von Jesus Christus, so lange uns Gott dazu noch die Kraft gewähren wird“, bis er im Kreise der Familie und ganz in Gott ergeben am 11. März 1882 verstarb.

Abgeschlossen wird diese gut lesbare Biographie nicht nur durch ein in den Familienverhältnissen hilfreiches Personenregister, sondern auch durch ein Nachwort des Mitbegründers des Heinrich-Hahn-Vereins und Urenkels Dr. med. Peter Werhahn. Dieser beschreibt u. a. die bisherigen Forschungen über und die Kulturanerkennung von Heinrich Hahn, „der sich bis in die letzten Wochen seines Lebens unermüdlich für das blühende Weiterleben des Franziskus-Xaverius-Vereins einsetzte“ (S. 329). Nach mehr als 180 Jahren hat Dr. Heinrich Hahn mit dieser Biographie nicht nur einen festen Platz auf der Homepage von „Missio-Aachen“ unter der Rubik „Geschichte von Missio“, sondern auch bei Buch-Lesern und in der Verkündigung der Gegenwart und Zukunft.

Reimund Haas

Auf ein Wort

Gott: kein Zufallsfund bei zerstreuter Suche

Es heißt in der Pastoraltheologie, man solle die Leute abholen, wo sie stehen. Das habe ich getan. Ich bin dorthin gegangen, wo sie stehen, fand sie aber sitzend vor.

Sie wollten nicht mitgehen. Sie wollten überhaupt nicht aufbrechen. Sie haben nicht einmal gefragt, wohin ich sie mitzunehmen gedächte. An solch einer Haltung kann nur dem gelegen sein, der selbst vergessen hat, zu welchem Ziel er unterwegs ist.

Es ist wie beim Suchen. Man sucht etwas Bestimmtes und plötzlich, während man sucht, hat man vergessen, was man überhaupt sucht. Stattdessen hat man viele Zufallsfunde gemacht.

Ob man nicht vielleicht auch Gott zufällig finden kann? Gott als Zufallsfund?

Gott kann man nicht finden, man kann ihn immer nur verlieren. Welcher Künstler hat das so voll von Bekümmern gesagt?

Gott ist kein Zufallsfund bei zerstreuter Suche. Und wäre er das für dich, andere Leute kannst du damit nicht zum Aufbruch bewegen.

Michael Zielonka

aus: Sowohl entweder als auch oder.
Erkundungen an den Grenzen des Katholischen.
Berlin 2016, S. 142-143.

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E